Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 49 — **Marburg i. H., den 8. Dezember 1921** — **35. Jahrgang**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 12 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2,65 Mark, Ausland 4,80 Mark: Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag; Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 1,20 Mark: Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Die Hoffnung — Jesus. Ein Spiel von Avenarius. — Der Gott des heutigen Geschlechts und wir. Schluß — Vom kirchengeschichtlichen Ertrag des dritten Bandes der Bismarckschen Gedanken und Erinnerungen — Kirchliche Wochenchronik — Bücher und Schriften: Das Gottesjahr 1922 (Kalbe); Gottes Herrschaft auf Erden (Rohrbach); Denk Jesu nach (Jacubczyk); Geist der Freiheit (Engelhardt); Zwischen Wasser und Urwald (Schweitzer); Ins chinesische Kinderland (Hückel); Ebr. 10, 25 (Ehrenberg); Lebenskunde (Cauer); Der Primus (Lindner); Die Jahreszeiten (Bockemühl); Der Schauspieler (Bab); Theodor Hosemann (Brieger); Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien (Georgi) — Verschiedenes: Zur Sammlung für Oppau; Eine neue Jesuitenfabel? — Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Hoffnung

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Röm. 5, 5

Das Christentum hat die Hoffnung zu einer Grundkraft der Einzelseele erhoben. Den Griechen war sie ein trügerischer, im besten Falle ein tröstlich täuschender Dämon. Die jüdischen Propheten pflanzen sie wohl auf am Zielpunkt des eigenen Volkes und schließlich des Menschengeschlechts, aber nicht da, wohin der Einzelne ausschaut. Die Zuversicht des Frommen in den Psalmen wiederum bleibt im Kreis übersehbarer Lebenserfahrung; ihr fehlt der unendliche Ausblick. Erst das Christentum hat die Knospe zur Blüte entfaltet.

„Keine Hoffnung ohne Furcht, keine Furcht ohne Hoffnung." Von dieser wechselseitigen Abhängigkeit ist die Hoffnung bei Paulus losgesprochen; sie gehört nicht mehr zu den wandelbaren Bewegungen des Gemüts; sie nimmt einen vornehmen Rang ein zwischen dem Glauben und der Liebe.

Waltet da nicht ein innerer Widerspruch? Ist Hoffnung denkbar ohne Furcht? Dann wäre sie ja Gewißheit und brauchte nicht besonders ausgezeichnet zu werden. Die Paradoxie liegt am Tage: Sehnsucht und Sicherheit, Heimweh und Behagen in der Heimat sollen in einer Empfindung sich zusammenfassen.

Aber solch innere Gegensätzlichkeit eignet jeder von den Grundkräften unseres Wesens; und ein Paradoxon wird nicht dadurch widervernünftig, daß die Vernunft es nicht aufzulösen vermag. Ihr Geschäft ist hier erledigt mit dem Erahnen einer Wahrheit jenseits des Widerspruchs. Auch ihren eignen ersten Antrieb kann die Vernunft nicht begreifen, so wenig wie den Wunderbau des Ich und das Geheimnis der Geschichte.

Die Hoffnung in ihrer christlichen Gestalt tritt auf wie ein geschichtliches Ereignis. Der christliche Märtyrer ist in anderer Stimmung in den Tod gegangen als der stoische Weise. Dieser hat die Hoffnung hinter sich gelassen zugleich mit der Furcht; jener hat die Hoffnung mitgenommen, vor der alle Furcht dahingeschmolzen war.

Die sittliche Gewalt des Christentums wird weiterhin offenbar in einer mittelbaren Wirkung. Auch wo das christliche Gepräge nicht hervortritt, behauptet sich nun die Hoffnung und zwar als selbständige Größe neben der Vernunft. Faust spürt es

> im Herzen, das sich selber kennt.
> Vernunft fängt wieder an zu sprechen
> Und Hoffnung wieder an zu blühn.

Die christliche Verkündigung hat über ihr nächstes Ziel hinaus den Bereich des Bewußtseins erweitert. Fr

Jesus

Ein Spiel von Avenarius. München, C. W. Callwey. 57 S.

Auf dem Zimmermannsplatz in Nazareth beginnt die Handlung: Jesus unter den Zimmerleuten, getadelt wegen ungeschickter Arbeit und verspottet als Träumer. Als dann der Beginn des Sabbats ausgerufen wird, arbeitet er allein weiter: „ich habe schlecht gearbeitet, und der Nachbar braucht sein Dach", und als der Pharisäer ihn vorwurfsvoll befragt, antwortet er: „mir sagt es: Es sei Gott gefälliger, daß ich dem Nachbarn helfe." Der Sturm der Zeit weht mit zinsfordernden Römern auf den Arbeitsplatz und erweckt die weltlichen Erwartungen und den Rachegeist der pharisäischen Anschauung, der das Gerücht von der Predigt des Täufers zweifelnd gegenübertritt. Der Prophetenklang findet in Jesu tiefer Seele ein Echo, und er bittet den Oheim, der ihn zur Synagoge mitnehmen wollte: „Laßt mich zum Johannes gehn." Diese einleitende Szene ist bezeichnend für den Geist des ganzen Werkes: es ist der Geist schlichter Hoheit, gedrängt in knappe Bilder, in denen jeder Zug durchseelt ist, so wie hier aus dem ungeschickten Arbeiter der liebende Helfer, aus dem verspotteten Träumer der in Gott Gewisse, aus dem Tauben für Gesetzeswort der Lauscher auf Prophetenstimme wird.

Dann erkennt der Prophet den Propheten; der düsterwilde Ekstatiker Johannes neigt sich „unbeholfen in Ergriffenheit" vor der Göttlichkeit Jesu, der sich keiner Sünde schuldig bekennt und der innern Stimme mehr gehorcht als der heiligsten Schrift: „Du sprichst wie ein Lästerer, und dein Auge betet... Und deine Stirne thront...."

Den in der Wüste Verschmachtenden rettet der „Räuber" Ezechias und ruft ihn, wie ein Nachklang eigener Kämpfe in Jesu Brust, zum Kampf auf gegen Römerherrschaft. Aus Not und Versuchung schöpft Jesus Segen.

Drei Szenen stellen Jesu Wirksamkeit dar: eine am See Genezareth zeigt Jesus im Spiel mit Kindern, im Gespräch mit Zöllner und Sünderin, als Heiland des todesstarren Mägdleins, ein Bild voll Sonnenschein und Frühlingsahnung. Die zweite enthüllt den Gegensatz zu den Pharisäern. Die dritte läßt aus dem Unverständnis der wundersüchtigen Jünger und der Kunde vom Tode des Täufers die Voraussicht eigenen Leidens und Sterbens erwachsen. In allmählicher Steigerung ist ein Höhepunkt erreicht; da führt uns der Dichter abseits wie in eine stille Kapelle zu dem Heim der Frauen in Bethanien. Mirjam und Martha, Magdalena und Jesu Mutter bilden eine Gemeinde, die erste Gemeinde, und diese aus Frauenherzen: Spiegel der Hoheit Jesu, vor der innige Glaubenszuversicht und sorgende Liebe, jauchzendes Dankgefühl und tiefe, schmerzensreiche Mutterliebe knien.

Die folgende Szene zeigt Jesus im Tempel den Händlern und Hohenpriestern gegenüber; die Todesgefahr steigt aus dem Gegensatz auf. Judas gibt ihr in der nächsten Szene Hände. „Jesus ist Gott, wollt ers, die Erde söffe all das Geschmeiß von Rom. Doch Jesus ist auch Mensch, und dieser Mensch kann keinen Finger bluten sehen.... Wenn ihn die Fäuste packen, reckt er sich." Die Fäuste ruft er herbei, um aus Jesus den weltlichen Heiland zu machen.

Die Szene Gethsemane unternimmt es, die Wandlung aus Todesangst und Verzweiflungsnot zu gottschauender Todesbereitschaft darzustellen: es ist die kühnste und gewaltigste Szene geworden. Der Gegensatz des ringenden Einsamen zu den schlafenden Jüngern ist erschütternd; die Beichte, daß er den Glauben an das baldige Hereinbrechen des Gottesreiches verloren und doch davon geschwiegen habe, läßt den Heiland am Menschlichen — Manche werden sagen „Allzumenschlichen", teilnehmen; den Zweifel an Gottes Liebesführung überwindet die in einer Engelsstimme symbolisierte innere Offenbarung, daß sein Tod, den geistigen Tod der Menschen besiegend, zum Erlösertod werden wird:

> Vom Weh am Kreuz wirst du ins Angesicht
> des Vaters sehn.

Ganz aufrecht und stark, vertrauend auf die Liebe des Vaters, schreitet Jesus dem Tode entgegen.

Auf Golgatha vollenden sich Lebensschicksale: der Räuberhauptmann Ezechias hängt neben Jesus „und jetzt sprach er wie ein ganz Sanfter", Judas fleht sein „Verzeih mir, verzeih mir" zum Kreuzesstamm hinauf, die römischen Soldaten wanken flüchtend vor der Größe der letzten Worte Jesu hinweg, einer von ihnen bricht am Kreuze nieder; die Frauen stehn anbetend. Aus Roheit der weltlichen Macht und Leidensnot erhebt sich siegreich das Kreuz. Von hier geht der heilige Geist aus, dessen Wehen uns die letzte Szene spüren läßt, wo zu den verzagten Jüngern und Frauen die Jünger von Emmaus kommen. Diese haben erfahren, wie seine Erscheinung das Weh ihres Herzens stillte, wie zu ihnen der „Herr Jesus" kam. Glaube, Gebet, Ekstase werden wach, und zu den auf die Knie Sinkenden tönt Jesu Stimme:

> Ob einsam ihr und ob verlassen seid —
> Ruft euer Herz mich, bin ich schon bei euch.
> Die Wahrheit schaut, die Liebe liebt.
> Des Vaters Geist, der heilige Geist,
> Uns ist er nun erwacht:
> Weckt ihn in allen Völkern, bis dereinst
> Die Menschheit wird ein einziges heiliges Wir.

Das Spiel ist eine Reihe von Szenen; aber diese sind, wie aus Obigem wohl ersichtlich, nicht lose aneinander gehängt, sondern zum Organismus gegliedert. Handlung und Worte sind nicht aus Mosaiksteinen biblischen Materials bequem zusammengesetzt, sondern aus eigenem Erleben der Jesusgestalt heraus einheitlich geschaffen. Ob dieser Jesus der biblische ist, wird verschieden beurteilt werden. Für mein Empfinden tritt das Urgewaltige, Herbe, Ekstatische hinter der heitern Abgeklärtheit zu sehr zurück. Dennoch ist mir das Werk mehr als ein ästhetischer Wert; es ist ein Werk der Vertiefung und der Erbauung, das zum Dank gegen den Dichter, diesen so reichen Geber edelster Kultur, drängt.

Avenarius teilt mit diesem Werk zugleich den Gesamtplan der Dichtung mit, die außer „Jesus" die hier schon gewürdigten Spiele „Baal" und „Faust" in sich schließt und von der zwei Spiele „Apostata" und „Droben" noch ausstehen.

Während Avenarius das Schwert führt gegen die immer noch grassierende Lügenpropaganda feindlicher Perversität, baut er zugleich an dem Bau geistiger Kultur, ein Vorbild künstlerischen Deutschtums und deutschen Künstlertums.

Ziebigk bei Dessau — Gerhard Heine

Der Gott des heutigen Geschlechts und wir

Vortrag im Bund für Gegenwartchristentum Eisenach 5. Oktober

4

Die merkwürdigste Erscheinung im gegenwärtigen religiösen Leben ist der neue Polytheismus. Wir alle hatten geglaubt, daß „Vielgötterei" für den Kulturmenschen des Abendlandes ein längst und endgültig überwundener Standpunkt sei. Und heute fängt es an, unmodern zu werden, wenn man nicht wenigstens ein kleines bißchen mit „Polytheist" ist.

Wir hätten freilich schon durch Goethe stutzig werden können. Er redet fortwährend von „Göttern" und „himmlischen Mächten", führt uns im „Faust" neben der „Mutter, Göttin, Königin" eine Fülle halbgottartiger Wesen vor und versichert ganz ausdrücklich gegen Jacobi, daß er „als Dichter und Künstler Polytheist" sei. Wir haben das nicht recht ernst genommen; wir hatten uns daran gewöhnt, diese Vielgötterei als „dichterische Lizenz", als Einfühlung in die antike Welt, als ästhetische Personifikation von Naturkräften zu verstehen und — zu entschuldigen. Hatten wir ein Recht dazu? Inzwischen hat Fechner gelebt und allen Ernstes gotthafte Planetenseelen gelehrt. Der Teufel, von allen Aufklärern bis dato als lächerlicher Popanz des Aberglaubens verhöhnt, hat längst wieder angefangen, hoffähig im Kreise der Gebildeten zu werden; eine so „hochmoderne" Frau wie Ricarda Huch hat ihm in ihrem Lutherbuche ein ehrendes Denkmal gesetzt. Und nunmehr strömt eine richtige Vielgötterei in breiten Wogen wieder ins abendländische Geistesleben ein.

Der furchtbare Hintergrund dieses neuen Glaubens ist das rauchende Riesentrümmerfeld des Weltkrieges. Marcionitische Stimmung greift um sich. Gott, der hohe monotheistische Gott, entschwindet den Blicken. Wie könnte ein Gott sein, wo soviel Elend ist? Oder wenn er ist, so kümmert er sich nicht um uns. Also wollen wir endlich auch aufhören uns um ihn zu mühn. Es ist etwa die Stimmung, aus der heraus Göhres „Unbekannter Gott" geschrieben ist. Aber bei diesem neuen „Deismus" bleibt es gewöhnlich nicht. Die hungernde Seele braucht greifbare kosmische Gestalten, um zu leben in dieser Zeit der christlichen Gottesdämmerung. Und so werden von allen Seiten her die längst totgesagten Götter wieder lebendig.

Drei Arten von solchem Polytheismus (mit monotheistisch-deistischem Hintergrund) lassen sich heute unterscheiden. Da ist der okkultistische Polytheismus der Theosophie mit seiner Geisterhierarchie. Hier lebt meist der indische Götterhimmel wieder auf. Es gibt aber auch ganz eigne Versuche modernster Götterschau. Man nehme — um von spiritistischen Winkelblättern zu schweigen — die „Tat" — ja: die „Tat" von Eugen Diederichs in Jena (lies zweimal, lieber Leser!) — die „Tat" von 1921, Heft 4. Da konstruiert ein Dr. Max Kleinschmidt mit allem Rüstzeug der Logik und der Mathematik einen regelrechten modernen Götterhimmel. Zwölf Götter gibt es (natürlich!). Hier sind sie: Lebensbauer, Lebensbildner, Lebensgeist, Menschenbauer, Menschenbildner, Menschengeist, Erdbauer, Erdbildner, Erdgeist, Weltenbauer, Weltbildner, Weltgeist.

Ernster zu nehmen dürfte der nationalistische Polytheismus sein, der in der Erlösung vom Christentum und im Anschluß der Nation an die zuständigen „autochthonen" Rassengottheiten das Heil des Volkes erblickt. Zwar die geschäftstüchtige Schundliteratur des Herrn Artur Dinter, der den beliebten und nachgerade ins Pathologische spielenden, spiritistischen, antisemitischen und erotisch-pikanten Neigungen weiter Kreise in glücklichster konjunkturkundiger Verbindung entgegenkommt, verdient kaum der Erwähnung. Es gibt aber auch ernstere deutschvölkische Gruppen, die von verwandten Stimmungen getragen sind, z. B. die „Deutschgläubigen" um Dr. Hunkel. Am klarsten ist mir diese Vorstellungswelt in einem Privatbriefe entgegengetreten, den mir ein „Reiner des Bluts und der Seele" kürzlich ohne Namensnennung über meine „Neugeburt des Christentums" geschrieben hat.*) Hier heißt es u. A.: "Sie sprechen von Atheismus, von Monotheismus und von Pantheismus, nur nicht von Polytheismus. Glauben Sie denn, daß die alten Griechen mit ihrer hohen Kultur, die einen Plato, Pythagoras, Hesiod, Orpheus hervorbrachte und die die unsre turmhoch überragte, solche Schafsköpfe waren, bloß von Zeus, Hermes, Hera u. A. ins Blinde

*) Ich hatte bisher gemeint, es sei gutdeutsch und ein sicheres Kennzeichen reinen Blutes und reiner Seele, wenn man dem Gegner sich ehrlich stellt und ihm offen ins Auge schaut.

dreinein zu phantasieren? Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß diese olympischen Wesenheiten nicht personifizierte Naturkräfte, sondern wirkliche wirkende kosmische Intelligenzen sein könnten gleich den Erzengeln der christlichen Kirche? Merken Sie nicht, daß mit dem Worte „Gott" Unfug getrieben wird? Daß jenem hypothetischen, unserem Verstand und unsrer Seele ewig unerreichbaren Wesen, das angeblich allmächtig, allwissend und allgegenwärtig sein soll, garnicht die Bezeichnung „Gott" gebührt, weil es namenlos bleiben muß, und daß sowohl Jehova, als auch der „Vater", als Zeus, Aphrodite, Baldur, Wodan und viel Andre allesamt eine Stufe tiefer rangieren im Sinne der Erzengel und Engel, dafür aber allesamt den Vorzug haben, der menschlichen Seele dann erreichbar zu sein, wenn sie eines hohen Aufschwungs fähig ist?" Und dann wird die Annahme des Christentums durch die Germanen als eine große Sünde wider den Geist dargestellt, durch die wir auch politisch so jammervoll ins Verderben geraten sind, und der Anschluß an die „Asen" empfohlen, die für uns die zuständigen Götter sind und die auch allein uns aus dem politischen Elend herausholen können.

Größte Bedeutung aber hat der anthroposophische Polytheismus von Dr. Rudolf Steiner gewonnen. „Polytheismus"! Denn soweit die Anthroposophie überhaupt Theologie ist — sie will ja viel mehr sein — trägt auch sie deutlich diesen polytheistischen Charakter. Man höre Geyer: Der schauende Geistesmensch „erblickt nicht den göttlichen Weltgrund, sondern das Geistige in einer unabsehbaren Stufenfolge."*) Oder Rittelmeyer: „Ein Weltbild entschleiert sich wundervoll, in dem die Keplerschen Gesetze eine ebenso sichere Stätte haben, wie die Sternengeister Babylons, die altgermanische Götterwelt ebenso wie . . . die Relativitätstheorie."**) Und wieder Geyer: „Die Leiter der Geschöpfe endigt nicht mit den drei oder vier Sprossen der sogenannten Naturreiche, sondern setzt sich hinter und jenseits der physischen Wirklichkeit in einer Welt der Geister fort, die beständig in Bewegung und Aufstieg über sich andere Geisterwelten ahnen lassen, bis zu denen kein Seherauge vordringt, und ihren Abschluß wie ihre Einheit in Gott finden. Darauf beruht die relative Wahrheit des Polytheismus und des Pluralismus."***)

Man muß sich immer wieder einen Stoß geben, um sich in diese gleißenden Geisteswelten zu vertiefen, in denen sich alle Wahnvorstellungen versunkener Zeiten ein spukhaftes Stelldichein geben ähnlich wie im niedergehenden Hellenismus und die so deutlich den Stempel vom „Untergang des Abendlandes" an der Stirne tragen. Aber man muß sich doch andrerseits recht ernstlich vor einer voreiligen Verurteilung hüten — um mancher ausgezeichneten Persönlichkeit willen, die dieser Sache dient, um der wachsenden Vertiefung und Veredlung willen, die man am Werke Steiners doch bemerken kann (man weiß freilich nicht recht, ob dieser Fortschritt aus einer inneren Kraft oder aus einer fabelhaft geschickten Anpassung an die Argumente der Gegner zu erklären ist?) und nicht zuletzt um der ganz unverkennbaren sittlichen und verinnerlichenden Wirkungen willen, die diese Lehre hier und da besonders in ehedem naturalistischen Kreisen hervorbringt.

Vor allem muß Eins zu Gunsten dieses ganzen Polytheismus gesagt werden: Es gelingt hier eine Wiedererweckung des kosmischen Bewußtseins, das in der Tat der Menschheit früher eigen gewesen und ihr später — vornehmlich durch das Christentum und durch die neuere Wissenschaft — genommen worden ist. Wir Christen pflegen neben einem groben nüchternen Weltbewußtsein ein fast ebenso grobes und nüchternes Eingott-Bewußtsein — etwa mit einem sentimentalen oder auch wirklich gottinnigen Einschlag — zu haben. Aber die göttliche Welt greift viel weiter und umschlingt uns sicherlich täglich mit tausend Armen. Der Polytheismus bringt uns diese Verankerung der Seele in der großen Weltgemeinschaft heilsamst zum Bewußtsein. Er treibt dabei zugleich landläufige Untugenden aus: vor allem die Sucht nach persönlichem Gottesgenuß (Mystik, Pietismus) und die schwarmgeistige Ueberspannung der Reichgotteshoffnung (das Reich Gottes nicht als plötzliche Umwandlung der Erde ins Paradies, sondern als ewig kommendes kosmisches Reich). Nicht minder bedeutsam aber ist die hier verborgene Grundanschauung von Gott selbst, die unmittelbar aus dem Wirklichkeitssinn der neuen Zeit und den entsetzlichen Erlebnissen der Gegenwart herausgewachsen ist und der unbedingt die Zukunft gehört, weil sie tiefwahr ist und eine dringend nötige Ergänzung des Christentums darstellt: die Anschauung von der verhältnismäßigen Weltferne Gottes, von der Unzugänglichkeit seines innersten Wesens. Wir Christen haben allen Grund, in unser herzliches Zutrauen zu Gott wieder die zitternde Ehrfurcht vor dem Unbekannten hineinzunehmen, die alle „Vertraulichkeit entfernt".

Die Kluft, die man zwischen Gott und Mensch aufdeckt, ist wirklich vorhanden. Aber wenn man in ihr nun hurtig ein Fülle von leibhaftigen Geistern, Götzen und Teufeln ansiedelt, die man „schauen" kann: so verläßt man sofort wieder den Boden der schlichten Wirklichkeit. Darüber ist schon viel geschrieben. Ich will hier nur noch einmal ganz scharf die Schranke ziehen, die gezogen werden muß. Religion ist für uns überhaupt nicht Schauen, sondern Leben aus Gott, nicht Erweiterung unserer sinnlichen Empfindungsorgane ins Aeußerste, ins Okkulte, sondern Vertiefung der Seele ins Innerste. Es gehört dies gerade zu den allersichersten Ergebnissen des jahrtausendelangen Ringens der Menschheit um die Gotteswelt: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Das heißt: Gott ist eben nicht, wie man gewähnt hat, „Feinmaterie", Gott ist kein „gasförmiges Wirbeltier", Gott ist überhaupt nicht sinnlich-materiell zu fassen. Alles Göttliche, das sinnlich-materiell beschrieben wird, ist Götzenhaft, ist „Phantasiereligion". Gott selber tritt uns überhaupt nur näher in der Welt des Guten, in der „praktischen Vernunft"; und wenn wir dieses Metaphysische, das hier geheimnisvoll durchbricht, überhaupt logisch in Beziehung setzen wollen zur physischen Welt, so dürfen wir dies nicht gewaltsam tun, dürfen Gott nicht sofort wieder verräumlichen, nicht sagen: er ist da und da „in" der Welt oder „über" der Welt; wir können ihn nur etwa beschreiben als eine eigentümliche „Bestimmtheit" der Welt oder eines Ausschnitts daraus. Aber ihn fassen, ihm herzlich nahe kommen können wir; wir können es eben im Guten. Nicht das raffinierte Ausbilden der Seelenaugen, sondern die Entfaltung der innersten sittlichen Kräfte, das wachsende Feingefühl gegen das Böse und die Erlösungssehnsucht der Seele: das sind die ewigen Wege zu Gott. Daß es letztlich so steht, wird natürlich auch z. B. von Geyer gesehn und (unter dem Eindruck der religiösen Gegenzeugnisse) gelegentlich auch von Steiner zugestanden. Aber dieses Zugeständnis bleibt äußerlich; die Folgerungen werden nicht gezogen. Vor allem wird die entscheidende Tatsache vergessen, die aus dem Leben aller großen Religiosi hervorleuchtet: Je tiefer sie in Gott sind, um so mehr versinkt für sie alles Schauen und Schauenwollen. Da sie Gott haben, begehren sie nichts mehr zu schauen. Wachsende Gottinnigkeit löscht alles Schauen und alles Begehren danach aus. Wir leugnen garnicht die Möglichkeit daß es „Feinmaterie" gibt und daß sie vielleicht auch schaubar gemacht werden kann. „Aura" — kann sein. Fernwirkung — natürlich. Projektionen, von Medien hervorgetrieben und merkwürdig plastisch gestaltet, wie dies etwa Schrenk-Notzing beschrieben und photographiert hat: — das ist vielleicht (ich weiß es nicht und es interessiert mich zu wenig) eine hübsche Bereicherung der Wissenschaft. Nur hat das alles — nicht einmal etwas mit „Geistern" — geschweige denn mit dem lieben Gott zu tun. „Geister" mag es geben — aber (nach meiner Ueberzeugung) nur, sofern sie „in" Gott sind, eins mit ihm — und sie mögen „in" Gott uns umgeben; aber sie sind eben deshalb unanschaubar wie er. Die „okkulte" Welt aber hat mit Gott ebenso viel und so wenig zu tun wie die Entdeckung eines Elements oder eines neuen Sternes. Verbunden werden in unserem Denken diese total verschiedenen Welten, die religiöse und die okkulte, nur durch die negative Eigenschaft, daß sie an der Grenze unsres Erkennens liegen. Diese rein for-

*) Das Lebenswerk Rudolf Steiners, S. 91.
**) Ebenda S. 42.
***) Ebenda S. 91/92.

male Gemeinsamkeit ist letztlich der Grund zu der heillosen Verwechslung, der Steiner und alle seine Anhänger zum Opfer gefallen sind. Der Sammelname „Metaphysik“ verdeckt den Gegensatz. Und wir werden gut tun, künftig die eigentliche Metaphysik, die philosophische Erforschung der letzten Grundlagen der Welt, scharf zu scheiden von der „Metapsychik“, der Wissenschaft von den „okkulten“ Dingen, von der Feinmaterie und den unterbewußten und transsubjektiven Seelenverhältnissen.*)

Und so bleibt es dabei: Wir können als Christen nicht Polytheisten sein. Wir nehmen den polytheistischen Zug der Gegenwart sehr ernst und haben allen Grund, davon zu lernen, — aber der Schwarm der angeschauten Götter ist in unseren Augen am Ende doch nur ein minderwertiger Kriegsersatz für den lebendigen Gott, den zu erreichen man unfähig war oder der einem, schon erfaßt, unter den Händen zerflossen ist.

5

Aber all diese Kritik wäre wenig wert, wenn sie nicht gleichzeitig befruchtend auf unsre eigne Anschauung wirkte. Wie steht es mit *uns*? Haben wir eine klare, geschlossene *eigene Position* der bunten Fülle dieser aus Wahrheit und Irrtum gewobenen Götterbilder der Zeit entgegenzustellen? oder müssen wir uns damit begnügen, aus diesen kritisch gesichteten Meinungen einen kläglichen Extrakt zu ziehn? Freilich: wir selbst sind immer im Werden. Und: wir wissen, daß nirgends voreilige Fertigkeit verhängnisvoller ist als in der Gottesfrage. Dazu: wir sind Geister verschiedenster Art, die Mannigfaltigkeit ist unser Reichtum, die Kehrseite unserer Freiheit und — unsre Schwäche. Dennoch: ein paar vorsichtige, und doch scharfe und herzhafte Striche können wir ganz getrost ziehn.

Zunächst: *Wir sind alle im Wollen eins!* Wir wollen alle unbedingt den lebendigen Gott und nur diesen. Wir sind hier ganz radikal und ganz unbedingt. Wir wollen — und darin gehen wir mit Barth und Gogarten zusammen — durchaus los vom Zeitlichen und Relativen, wir wollen den wahren, den absoluten, den ewigen Gott. Das heißt aber: Los von jeder Art von Gewohnheits- und Ueberlieferungsgott, von Pastoren- und Theologengott, von biblischem Restgott, los von jedem Begriffsgötzen, der im Logischen stecken bleibt, aber auch von dem mystischen Gefühlsgötzen, der aus dem Dunstkreis des Psychologischen, des „tiefreligiösen inneren Erlebens“ geboren ist. Wir wollen zur Wirklichkeit Gottes. Wir kommen nicht eher zur Ruhe, bis wir sie fassen. Wir halten es mit Augustin: „Tu nos fecisti ad te et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te.“

Aber wie kommen wir dazu? Ich glaube, daß auch der *Weg* für uns im Letzten derselbe ist. Der Weg ist: das Leben! Das Leben ist es und das Leben allein, das wir fragen gehn. Wir lassen das Leben einströmen in seiner ganzen Fülle auf uns: Natur und Menschenschicksal, Gemeinheit und Schönheit, Wonne und Qual, nicht zuletzt unsre eigne Schuld und unser Glück. Wir fassen das alles mit ganzer, hingegebener Seele. Wir fassen es wie in einer Linse. Wir fassen es in einer heiligen Stunde gewaltigster Zusammenraffung. Was wir dabei erleben, das ist zunächst noch keineswegs Gott, sondern das ist eine riesenhafte innere Spannung. Es ist die Spannung zwischen dem Animalischen und dem Metaphysischen, dem Kausalen und dem Schöpferischfreien, die uns mit aller Macht zum Bewußtsein kommt. Es ist dieselbe Spannung, die Kant meint in seinem ebenso oft genannten wie mißverstandenen Wort am Schlusse der „Praktischen Vernunft“: von dem bestirnten Himmel über mir und dem Sittengesetz in mir (denn diese beiden Dinge werden

*) Im „Prophetismus“ mögen sich beide Kreise gelegentlich auch in der Wirklichkeit schneiden, und wir wollen dankbar anerkennen, daß von der Anthroposophie auf einzelne Erzählungen der Religionsgeschichte, die wir rational zu deuten und aufzulösen geneigt waren, ein neues Licht fällt. Wir hielten sie vielleicht für Legende oder Halluzination; sie mögen nun Tatsache sein; aber werden sie schon dadurch religiös wertvoll? bedrohen sich nicht vielmehr deutlich die Religion? Die Offenbarung Johannis, die ganze Apokalypsenliteratur wird für uns immer tief unter der Bergpredigt stehen, auch wenn ihren Gesichten ein wahrer Kern innewohnen sollte. Auch hier lassen wir das Erbe der Väter nicht leichtherzig verschleudern.

hier nicht als hübsche Lieblichkeiten gepriesen, an denen man so seine Freude haben kann, sondern als die gewaltigsten Dinge der Welt, die in uns eine riesenhafte Spannung wecken). In dieser Spannung wird das Höchste in uns wach. Wir kommen hier zu unserem eigentlichen Selbst. Und aus dieser Spannung löst sich dann der Heimwehschrei der Seele — und dann kommt das Unsagbare, das Wesenszüge-Entdecken in der Welt, dieses Hingerissenwerden auf die Knie und das Dusagen zu Schicksal und Welt. Und darin löst sich die Spannung auf. Der Sinn der Welt liegt offen da wie ein Blumengarten im Sonnenschein. Und alles schlingt sich zu einer Harmonie zusammen. Das Wort „Gott“ ist dann eigentlich viel zu arm und zu fremd für das, was man da erlebt — nein, nicht „erlebt“, sondern hat. Aber man weiß, daß man für Augenblicke hineingenommen ist ins Ewige.

Das Alles kann man nicht machen. Das kann man nicht herbeiführen durch geistliche Exerzitien oder durch sittliche Willensgymnastik, durch Schulung des Geistesmenschen oder durch eine Woche des Schweigens. Das kommt über uns. Das kommt über den Empfänglichen in einer gewaltigen Stunde der Gnade. Das kommt aus dem Leben. Wir sind vielleicht Monate lang stumpf durch die Welt gegangen. Wir haben vielleicht um Gott gerungen, ohne Antwort zu finden. Da packt uns auf einmal das Leben. Ein unglücklicher Mensch kreuzt unsern Weg. Ein sonnenvolles Glück sinkt auf uns hernieder. Das trifft uns im Innersten. Da springen die Quellen der Tiefe auf. Und da setzt jene Spannung ein, die in ihrer Lösung zu Gott hinführt. Alles Andre versinkt dabei: „Beruf“ „Pflicht“ „Familie“. Wir müssen helfen. Wir müssen selig sein. Wir müssen still stehn und das Leben brennpunktartig trinken. So kommt uns Gott.

Hier gibt es keine Unsicherheit mehr und keine Zweifel. Wir sind Schöpfer, Könige, frei, Kinder Gottes. Wir haben genug und übergenug. Wir haben alles. Uns gelüstet nicht mehr nach „höheren Welten“. Die okkulten Sehnsüchte des modernen Menschen muten uns von hier aus nur mehr wie der Schrei von Ertrinkenden an, — und die peinliche Vorsicht jener Frommen, die vor lauter kritischer Gründlichkeit durchaus beim „Atheismus“ bleiben wollen, nimmt sich von hier aus beinahe komisch aus. Wir tragen eine Gewißheit in uns, die als Pharisäismus erscheinen könnte, wenn sie nicht tiefste Demut und grenzenlose Liebe einschlösse und ungeheure Aufgaben stellte.

Das ist unser „Erleben Gottes“. Aber damit ist auch schon unser „Gottesbild“ in seinem Umrisse gegeben. Gott ist uns der große Andere, das große Du in der Welt. Gott ist das *Ich der Welt* und des Schicksals, — die ichhafte Bestimmtheit des Lebens, das uns umschließt. Dies ist schon eine sehr weitgreifende Erkenntnis. Denn diese Gottesanschauung ist weder „pantheistisch“, noch „supranaturalistisch“. Sie ist *nicht pantheistisch*: denn dieser Gott ist nicht „das All“ und nicht „Weltseele“, sondern er ist „Person“.*) Er kann nicht weniger sein, als das Edelste im Menschen ist. Und dieser Gott ist nicht einmal „überall“. Er bezieht sich nur auf einen Ausschnitt des Lebens. Es gibt für uns Etwas, das nicht Gott ist. Gott ist in der Natur (bestirnter Himmel) und Gott ist im Reiche der Gnade (Sittengesetz); aber Gott ist nicht in dem Zwischenreich, da wo sich das Alltagsleben der Menschen abspielt (die eben so weit von Natur wie von Gnade entfernt sind). Ein „Pantheismus“, ins Persönliche gehoben und „marcionitisch“ begrenzt: das allenfalls ist unsre Gottesanschauung. Und das ist auch *kein Supranaturalismus*. Denn Gott ist hier — wohl abseits von der Menschheitsgeschichte, aber — nicht abseits von der Natur. Ein „Ausschnitt“ zwar ist da; aber er wird weder in einem eigentümlichen allgemein religiösen Apriori („Das Heilige“, das „Numinose“ — Rudolf Otto) noch etwa in der „biblischen Linie“ (Karl Barth) gefunden; er wird in

*) Etwa im Sinn von William Stern „Person und Sache“ Leipzig 1906. Die Theologie täte überhaupt gut, sich diese strenge und klassische Philosophie, die auf den Schultern Leibnizens steht, zu eigen zu machen, statt Anleihen bei der Fiktionsphilosophie und anderen Modephilosophien aufzunehmen. Die Losung Sterns: Wider „naiven Personalismus“ (älteres Christentum) und wider den „Impersonalismus“ (moderner Materialismus usw.) dünkt uns bester Wegweiser für eine zeitgenössische Theologie zu sein.

der „Gnade“ gesehn, in jener wahren Gottinnigkeit, die durch alle Religionen geht, aber immer überaus selten ist. Und hier und nur hier werden auch „Wunder“ und „Offenbarung“ gefunden. So schließt unser Gotthaben Pantheismus und Supranaturalismus gleichsam zusammen; das Leben hebt auch hier den Gegensatz der Theorien in eigentümlicher Weise auf.

Und darin halten wir endlich genau die Grundlinie des Christentums ein: Gott als unser Vater im Himmel. „Im Himmel“, das heißt für uns: menschenfern und streng, voll niederschmetternder „Heiligkeit“, voll ungeheurer, zielstrebiger Schöpfungsgewalt, für die alles Seiende und auch wir Menschen zunächst nur Mittel sind. Aber eingeschlossen in diese Hoheit: die Vatergüte — nicht also eine liebenswürdige Gutmütigkeit, sondern viel eher eine hinreißende, herrische, übergewaltige kosmische Kraft, eine zwingende Liebeskraft. Der Aufbau des „Reiches“ in allem Jammer der Welt, die Schöpfung des kosmischen Geisterreiches der Liebe, das unsichtbar, unschaubar durch die Welt geht und aus allen bewohnten Planeten des Kosmos zusammenwächst: das bleibt das Ziel.

6

Ein Reich der Liebe? Wächst es auch unter uns — heute? Ein Bild von schauerlicher Zerrissenheit, von niederschmetternder Tragik ist an uns vorübergegangen. Tausendspaltig, zerklüftet und durchfurcht wie ein ausgebrannter Krater liegt das Geistesleben der Gegenwart vor uns. Und bis tief in unsre Reihen hinein greifen die Gegensätze. Da könnte einem wohl bange werden. Und doch: Wo soviel Heimweh der Seele in den Herzen der Weltwanderer lebendig ist, da kann die Heimat nicht ferne sein. Mir ist nicht bange. Gott ist mitten unter uns, oft gerade wenn wir ihn am wenigsten sehen. Je tiefer wir aufs Innerste gehn, je vorurteilsloser, selbstloser und entschiedener wir uns zum Wesentlichen wenden, um so näher kommen wir uns dann untereinander, um so näher kommen wir Gott. Wie belanglos wird dann der Gegensatz „Alte“ und „Junge“, — wie schlingt sich dann ewige Jugend und Altersweisheit fest in einander! Und dann finden wir uns wieder alle zusammen in der uralten und ewigjungen Gewißheit: „Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für.“

Freiberg — Reinhard Liebe

Vom kirchengeschichtlichen Ertrag des dritten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen“

Die zwei ersten Bände des Bismarckschen Memoirenwerkes hat Friedrich Nippold kirchenhistorisch verwertet. Wiederholt entnimmt er daraus wichtige Beobachtungen für seine Darstellung der jüngsten kirchengeschichtlichen Vergangenheit.*) Ihn ließ seine tiefe Verehrung für Bismarcks staatsmännische Schöpfung den künstlerischen Genius ersehnen, der jene Epoche einmal so vorzuführen fähig sein werde wie Kaulbach die Reformationszeit. Doch erst dann erwartete er die Ausführung, wenn „auch erst die Gefahren überwunden sein werden, welche zur Zeit noch — genau in der gleichen Art, wie in der ersten Generation nach der Reformation — die Lebensfähigkeit des Werkes bedrohen und den Glauben an seine Zukunft untergraben.“**) In diesen Worten lag freilich keine Ahnung einer so nahen Geschichtswende, durch die zugleich dem Schöpfer des deutschen Einigungswerkes so zeitig vor der breiten Oeffentlichkeit das Wort erteilt ist zum Schluß seiner — diesmal ätzend kritischen — Gedanken und — nunmehr recht bitteren — Erinnerungen. Vielleicht am stärksten bleibt aber doch seine Selbstkritik an den eigenen Axiomen, die ungewollt zu Stande kommt, indem die grollenden Reflexionen aus ihrer Verborgenheit gerade in das scharfe Licht einer solchen erntenden und erfüllenden Zeit heraustreten. — Hier interessiert nur das Schlaglicht, das grell auf die heute vergangenen staatskirchlichen Verhältnisse fällt. Den Anlaß dazu bildet zunächst der abgedruckte Briefwechsel des damaligen Prinzen Wilhelm mit dem Reichskanzler wegen der bekannten „Waldersee-Versammlung“ vom November 1887. Die damalige Polemik der Bismarck-offiziösen „Post“ mit ihren häßlichen Schlagworten von der „Stöckerei und Muckerei“, andererseits die Auffassung des Stöckerbiographen v. Oertzen und das bekannte Glückwunschschreiben der Hofprediger an den Prinzen zum folgenden Jahreswechsel (Matth. 10 Vers 32!) — diese bisherigen Daten ließen nur günstig urteilen über jene prinzliche Gunst an die Berliner Stadtmission, und bedauerlich erschien nur, daß später die Wärme gegen kirchliche Aufgaben diesem Anfang nicht durchaus entsprach. Aber der jetzt veröffentlichte Brief des späteren Kaisers offenbart eine Verquickung mit politischen Interessen, die uns heute auf das peinlichste berührt, und Bismarcks Erwiderung ist zwar eine energische Warnung vor jenem Fehler, wird aber durch ihre Begründungen nur umso charakteristischer und kirchengeschichtlich desto bedeutsamer.

Prinz Wilhelm bekennt, daß die Initiative zu jener Waldersee-Soiree von ihm und seiner Frau ausgegangen sei. Eine Vorbesprechung habe sie sein sollen für die Bildung eines größeren Komitees und den Aufruf zu einer großen Sammlung zum Besten der Stadtmission. Denn die fortschreitende Krankheit des Kronprinzen habe die Wohltätigkeitsfeste unmöglich gemacht, deren Erträge jenem Werk zugedacht waren, u. a. ein Reiterfest und ein Bazar unter seinem und der Prinzessin Protektorat. Blieb nun diese für unser Empfinden heute höchst unbehagliche Verbindung des Hofprunks mit einer so ernsten Arbeit der Inneren Mission vermieden, so trat doch nicht viel Besseres an die Stelle. Denn eine bedenklichere Empfehlung großstädtischer Volksmission können wir uns heute nicht denken, als — nach Bismarcks Orientierung — an jenem Abend Waldersee sie gab: daß die Stadtmission keine politische Farbe trage (?), sondern ihre einzige Norm (!) an der Königstreue und Pflege des patriotischen Geistes habe; das einzige wirksame Mittel, den anarchistischen Tendenzen entgegenzutreten, sei die geistliche Versorgung, die mit der materiellen Unterstützung Hand in Hand gehe: in jedem Teilsatz eine bedenklichste prinzipielle Verletzung des berechtigten Empfindens eben der Bevölkerungskreise, denen man doch dienen wollte mit dem Evangelium von Jesus!

Nicht viel besser aber sind auch die brieflichen Ausführungen des Prinzen Wilhelm: neben unerträglich schiefen Wendungen, in denen er die Wichtigkeit der Stadtmissionsarbeit darzutun sucht, berührt aufs allerpeinlichste die ausgesprochen politische Zweckbestimmung. Und zwar umsomehr, je argloser sie zum Ausdruck kommt und gerade von der Behauptung eines vermeintlich ganz unpolitischen Charakters begleitet ist. Letzteres zu betonen war ja das Ziel, das der Brief nach Friedrichsruh verfolgte. Ihm gerade in seiner „schwierigen, verantwortungsvollen und dornenvollen Lage“ sei doch an der Vermeidung jedes politischen Anstrichs gelegen, und er habe Leute verschiedener politischer Parteien vereint, um dadurch jeden politischen Gedanken fernzuhalten, und „da das gesamte Werk ein farbloses, nicht politisches ist, so steht es auch allen Parteien offen, mitzuwirken“. Seinen Eifer dafür aber begründet der Prinz damit, daß es — „das wirksamste Mittel zur nachhaltigen Bekämpfung der Sozialdemokratie“ sei! „Die in den einzelnen großen Städten des Reichs bereits bestehenden Stadtmissionen scheinen mir dazu die geeigneten Werkzeuge.“ — Jeder Zusatz ist hier überflüssig. Solchen Patenwünschen wird es schlechterdings verdankt, wenn das politische Mißtrauen die Berliner Stadtmission auf ihrem steinigen Arbeitsfeld auch noch schrittweise gegen sein Dornengestrüpp ankämpfen läßt.

Sucht man nach einer psychologischen Erklärung für die rätselhafte prinzliche Selbsttäuschung darüber, was Politik und was unpolitisch sei, so wird ebenfalls aus diesem Brief deutlich: Politik hieß für den Kaiser noch ein halbes Jahr vor seinem Regierungsantritt: Stöcker! und Unpolitischseinwollen hieß ihm, Stöcker ausschalten — wohl unter dem Eindruck seines ersten praktischen politischen Erlebnisses, seiner polemischen Identifizierung mit den Christlich-Sozialen in den Preßäußerungen. Damit kommen wir vom Verhältnis zwischen Kirche und Politik

*) Vgl. besonders den 5. Band seines Handbuchs der Kirchengeschichte 1906.

**) Führende Persönlichkeiten zur Zeit der Gründung des deutschen Reiches. Forschungen und Erinnerungen. 1911. Seite 1.

zu dem zwischen Kirche und Hof, wie es sich spiegelt in dem prinzlichen Disponieren über denselben evangelischen Kirchenmann, den nach bekanntem Wort die katholische Kirche mit einem Bischofshut belohnt hätte. Als die selbstverständlichste Sache will es erscheinen, ihn zum Rücktritt von der Leitung der Berliner Stadtmission „bestimmen zu lassen" (die erst ihm ihre gedeihliche Entwicklung verdankte!). Wozu diese Unbegreiflichkeit? „Vor einer solchen Manifestation wird, so denk ich, jede Verdächtigung meiner Absichten und Stellung verstummen müssen — wenn nicht, dann Wehe denen, wenn ich zu befehlen haben werde!" — „Trotz aller anerkennenswerten Leistungen dieses Mannes für Monarchie und Christentum" (!!). Gewiß ist ja nicht zu übersehen, daß diese Freiheit des 29jährigen Prinzen gegenüber einem der verdientesten evangelischen Geistlichen diesem als Politiker galt — doch umso schlimmer: denn hierin eben als dem Erwecker und Träger des „christlich-sozialen Geistes", zu dem sich Prinz Wilhelm vor den Preßkommentierungen ganz unzweideutig auf dem Waldersee-Abend bekannt hatte, und dem er doch eine fast einzigartige kirchliche Bedeutung zumaß, wenn er zu Bismarcks Sohn äußern konnte: „Der Stöcker hat doch etwas von Luther."

Trennte diese (theoretische) Ueberschätzung des christlich-sozialen Gedankens den Prinzen weit vom Reichskanzler, so konnte gleichwohl auch die (der Oeffentlichkeit zugedachte) Konzession der Zurückschiebung von Stöckers Person hier nicht einigend wirken. Der alte Diplomat erklärte diesen Ausschaltungsversuch praktisch für unausführbar: „Zu trennen von der Innern Mission wird er nicht sein", im Gegenteil aus deren Boden „wie der Riese Antäus stets neue Kräfte saugen" und darauf unüberwindlich sein — schon durch indirekten Einfluß seiner Autorität. Aber grundsätzlich das prinzliche Vorhaben gegen den verdienten Hofprediger zu widerraten unterläßt Bismarck ebenso, wie er seinen persönlichen prinzipiellen Gegensatz gegen den christlich-sozialen Gedanken unausgesprochen läßt. Seine Warnungen suchen sich wesentlich auf Argumentationen der Regierungsklugheit zu beschränken: ein Thronfolger dürfe sich überhaupt nicht die Fessel irgendwelcher politischen oder kirchlichen Vereinsbeziehung auferlegen (S. 21), um dann etwa mit ungeschickten oder übereifrigen Verirrungen identifiziert zu werden (S. 18); „ein Monarch kann ohne einiges Mißtrauen erfahrungsmäßig nicht fertig werden": schade es auch der Kaiserin Augusta nicht, daß viele nur in scheinbarem Interesse für das Rote Kreuz sich an ihre Person herandrängen, so müsse ein Thronfolger vorsichtiger sein; selbst aber die liberalen Persönlichkeiten, die sich ihm scheinbar der Missionssache wegen näherten, seien „beide Ministerkandidaten der Zukunft" (S. 18 f.). Indessen, das Verhältnis der Staatskunst zur Kirche außer Erörterung zu lassen, verbot schon der gegebene Anlaß. Hier gewinnen Bismarcks Auslassungen umso größeres Interesse:

Der nationale Gedanke ist auch den Sozial- und anderen Demokraten gegenüber, auf dem Lande vielleicht nicht, aber in den Städten stärker als der christliche. Ich bedauere es, sehe aber die Dinge, wie sie sind. Die festeste Stütze der Monarchie suche ich aber in beiden nicht (S. 16),

sondern (mit einem deutlichen Seitenhieb gegen die eingangs des Kapitels beklagte Vernachlässigung der zivilen Ausbildung des Prinzen!) in einem Königtum, dessen Träger „arbeitsam" tätig sei und in kritischen Zeiten „auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen" bereit wäre.

Einen solchen Herrn läßt kein deutscher Soldat im Stich, und wahr bleibt das alte Wort von 1848: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten." Priester können dabei viel verderben und wenig helfen; die priesterfrommsten Länder sind die revolutionärsten, und 1848 standen in dem gläubigen Pommerlande alle Geistlichen zur Regierung, und doch wählte ganz Hinterpommern sozialistisch, lauter Tagelöhner, Krüger- und Eieraufkäufer. (S. 16 f.)

Wie seltsam nimmt sich nach den geschichtlichen Erfahrungen von 1918 diese „Realpolitik" aus! Und wie weit blieb sie zurück hinter der „demokratischen" Mindesteinsicht, daß „nicht Roß, nicht Reisige", sondern die „Liebe des freien Manns" den Thron stützen! Doch ist uns von hier aus Bismarcks Bewertung des kirchlichen Einflusses im Volksleben verständlich: auch die Kirche war ihm wohl schließlich ein demokratischer Fremdkörper in der Monarchie und zu heterogen, um als erhaltender und aufbauender Faktor zuverlässig in Rechnung gesetzt werden zu können.

Der evangelische Priester ist, sobald er sich stark genug dazu fühlt, zur Theokratie ebenso geneigt wie der katholische, und dabei schwerer mit ihm fertig zu werden, weil er keinen Papst über sich hat (S. 20).

Es lag nicht in der Art des großen Königs [nämlich Friedrichs II] sein Vertrauen auf Elemente wie das der Inneren Mission zu setzen. . . Die Erfolge, welche durch Reden und Vereine gewonnen werden, sind auch heute keine dauernden Unterlagen monarchischer Stellungen, für sie gilt das Wort: „Wie gewonnen, so zerronnen" (S. 17). In solchen Vereinen ist schließlich nicht der sachliche Zweck für das wirkliche Ergebnis maßgebend — wie vermeintlich uneingeschränkt im Bereich der staatlichen Machtpolitik, sondern der Erfolg hängt von den leitenden Persönlichkeiten ab (S. 17). Und vollends negativ — Jeder vergleichende Blick auf die Ergebnisse konservativer und revolutionärer Vereinstätigkeit überzeugt von dieser bedauerlichen Wahrheit. . daß freie Vereine . . als Werkzeuge zum Angreifen und Zerstören sehr wirksam zu verwenden sind, aber nicht zum Bauen und Erhalten. Dagegen: Zum positiven Schaffen und Erhalten lebensfähiger Reformen ist bei uns nur der König an der Spitze der Staatsgewalt auf dem Wege der Gesetzgebung befähigt. Die Kaiserliche Botschaft bezüglich sozialer Reformen wäre ein toter Buchstabe geblieben, wenn ihre Ausführung von der Tätigkeit freier Vereine erwartet worden wäre (S. 21).

Speziell über Stöcker äußert Bismarck nach einer Anerkennung seiner „tapferen Energie" und einem Bedauern über sein mangelndes Geschick zu bleibenden Erfolgen:

Mir hat er mit seiner Presse und seiner kleinen Zahl von Anhängern das Leben schwer und die große konservative Partei unsicher und zwiespältig gemacht (S. 19 f.). Er hat sich bisher einen Ruf erworben, der die Aufgabe, ihn zu schützen und zu fördern, nicht erleichtert; jede Macht im Staate ist stärker ohne ihn als mit ihm, in der Arena des Parteikampfes aber ist er ein Simson. Er steht an der Spitze von Elementen, die mit den Traditionen Friedrichs des Großen in schroffem Widerspruch stehen und auf die eine Regierung des deutschen Reiches sich nicht würde verlassen können (S. 21).

Diesen wörtlichen Belegen seien noch einige Bemerkungen angefügt über die Motive der Stellung Bismarcks zum kirchlichen Leben und speziell zu der wichtigen kirchengeschichtlichen Erscheinung der christlich-sozialen Bewegung. Die Wurzeln seiner unkirchlichen Stimmung treten mehrmals ans Licht:

Ich bin ein gläubiger Christ, aber ich fürchte, daß ich in meinem Glauben irre werden könnte, wenn ich, wie der Katholik, auf priesterliche Vermittlung zu Gott beschränkt wäre (S. 26). Ich habe seit 20 Jahren zu viel unter der Giftmischerei der Herrn von der Kreuzzeitung und den evangelischen Windthorsten gelitten (S. 22). Ich habe nichts gegen Stöcker, er hat für mich nur den einen Fehler als Politiker, daß er Priester ist, und als Priester, daß er Politik treibt (S. 19).

Hier erinnern sachliche und selbst wörtliche Anklänge an die bittere Klage im zweiten Band (S. 186) über die „Deklaranten"-Bewegung, worauf Nippold noch das ungünstige Urteil über den evangelischen Pfarrer zurückführt, das zehn Jahre später eine Bismarcksche Reichstagsrede äußern konnte. Jedenfalls ist, gerade auch nach den erneuten Bekundungen des dritten Bandes, nicht zu verkennen: auch bei dem großen Kanzler bestimmten seine Stellung zur Kirche letztlich seine persönlichen Erlebnisse mit ihren Vertretern! Also nicht anders als heute bei so vielen unserer politisch regsamen Zeitgenossen! Diese ernste Beobachtung kann nicht entwertet werden durch den Hinweis, wie schon in Bismarcks Elternhaus die Einwirkung der Kirche gefehlt habe oder daß sein persönliches Glaubensleben außerhalb der Kirche geweckt wurde. Denn beides hätte den großen Staatsmann, zumal bei seiner persönlichen religiösen Stellung, keineswegs gehindert, die Bedeutung der Kirche im Volksleben positiver zu bewerten, ja auch nur realer einzuschätzen.

Freilich, Niemand wird die Fehlgriffe der Bismarckschen Kirchenpolitik allein aus seinen verbitternden persönlichen Erlebnissen erklären, die seine Stimmung, aber nicht allein sein staatsmännisches Handeln beeinflußten. War der große Kanzler in kirchlichen Fragen so wenig glücklich wie — nach Nippolds*) Gegenüberstellung — Luther, so bald er sich in die weltliche Politik hineinziehen ließ, so dürfte die letzte Wurzel dieser Tragik in Herrmanns, des großen preußischen Oberkirchenratspräsidenten, Tagebuchaufzeichnungen**) bloßge-

*) Forschungen und Erinnerungen S. 269.
**) Zitiert in Nippolds Handbuch, 5. Band, § 35.

legt sein: „ein allgemeiner Begriff der Staatssouveränität, gegen dessen historische Richtigkeit viel einzuwenden wäre.“ Deshalb eben sind, wie Nippold dazu sagt, beide Großkirchen ihm stets nur Mittel zum Zweck gewesen. „Wo daher Bestrebungen auf kirchlichem Gebiet seine nationale Politik hemmten, konnte er in einer den Beteiligten ganz unerwarteten Weise eingreifen.“

Wieviel zur ethischen Beurteilung der Machtpolitik Bismarcks dieser dritte Band beibringt, muß in diesem Rahmen unbesprochen bleiben; erst recht die Frage, ob von solchen Voraussetzungen aus die Neigungen des „jungen Herrn“ zu „populärem Absolutismus“ als Beschwerung empfunden werden durften (vgl. S. 59 und S. 5). Desto wichtiger ist hier „die kirchengeschichtliche Tragödie im Sturz Bismarcks“. Diese Formulierung Nippolds*) wird ihr Recht behalten, wenngleich — spätstens nachdem dies neue Material zugänglich ist — in der Hauptsache ein anderer kirchengeschichtlicher Inhalt darunter zu begreifen ist. Bei Nippold entsprach es seiner kirchenpolitischen Einstellung, dazu auch der Ueberwucherung seiner Darstellung durch geschichtsphilosophische Gesichtspunkte, daß er in des Kanzlers Sturz den Sieg des Zentrums, die Besiegelung der Kulturkampfniederlage als das Hauptsächliche ansah. Gewiß sind seine mittelalterlichen Parallelen verlockend, erst recht der Vergleich mit dem Byzantinismus der reformatorischen Kleinkirchen, der dem Sieg der Gegenreformation gefällig gewesen; aber es fehlt doch hier der Nachweis eines ursächlichen Zusammenhangs. Windthorsts Besuch und die Meinungsdifferenz darüber in der letzten dienstlichen Konferenz zwischen Kaiser und Kanzler ist nicht einmal der wesentliche Anlaß des Bruches gewesen. So konnte noch Anfang 1919 scheinen, als Wilhelms II. Brief an Kaiser Franz Joseph veröffentlicht wurde. Der dritte Band aber zeigt die Entwicklung eingehender, und was er als eigentlichen Anlaß oder Vorwand der vollen kaiserlichen Ungnade aufweist, ist die „vergilbte Kabinetsordre“. Und was trieb diesen zufälligen Anlaß an die Oberfläche? — Damit gelangen wir zur eigentlichen Ursache des tragischen Konflikts! Es war Bismarcks Recht, Bötticher und Berlepsch in ihrem amtlichen Verkehr mit dem Monarchen zu kontrollieren — gemäß seiner Verantwortung als Ministerpräsident für die Gesamtpolitik; speziell aber verfolgte er hier die Absicht, den Fortgang sozialpolitischer Intentionen zu bremsen. Die Gegnerschaft des großen Kanzlers gegen den grundsätzlichen Schritt von der Versicherungsgesetzgebung zum Arbeiter schutz prägt sich im letzten Band mit überraschender Deutlichkeit aus: völlig manchesterlich kann der sozialkonservative Bismarck hier reden (S. 42, 51 f., 55 f.), sogar von vermeintlicher Bevormundung der Arbeiter und gesetzlichem Sonntagszwang, wo die Kinderarbeit und die Feiertagsruhe in Frage steht. Damit steht in ursächlichem Zusammenhang sein Radikalismus in der damals akuten Frage des Sozialistengesetzes: seine erstaunlich sich versteifende Opposition gegen jeden sozialpolitischen Fortschritt verlangte einen ehernen Wall gegen die Interessengeltendmachung der Arbeiterschaft, eine Lösung der sozialen Frage mit „Blut und Eisen“. Bei allem Respekt wird man es doch als Alterserscheinung ansprechen müssen, wenn Bismarck den Kaiser in einen Konflikt mit dem Reichstag analog dem der 60er Jahre hineintreiben wollte.

In der Tat: hier ist das Vorliegen einer „kirchengeschichtlichen Tragödie“ nicht zu leugnen: Denn es war unter den praktischen Gaben des evangelischen Christentums an das neue deutsche Kaiserreich nun einmal die wichtigste, was Stöcker und was auch schon die Kaiserliche Botschaft von 1881 erhoben hatten: der Gedanke der Ueberordnung des Ganzen über den Einzelnen! Die Mißachtung des christlich-sozialen Gedankens, wie Bismarck sie grundsätzlich im oben analysierten Briefwechsel mit dem Prinzen aussprach, wie er sie dem Kaiser gegenüber praktisch betätigte und darüber den Konflikt heraufbeschwor, — darin liegt der schwerste kirchenpolitische Fehler des großen Staatsmanns, weit schwerer als die Provozierung des „Kulturkampfes“ und seine Kapitulation darin. Es wird vollberechtigt sein zu statuieren, daß die Kaiserstandarte einmal folgen mußte, nachdem das christlich-soziale Banner niedergegangen, d. h. daß die Arbeiterschaft des neuen Industriestaates sich der sozialdemokratischen Bewegung zuwenden mußte, nachdem eine monarchische und christliche Arbeiterbewegung vereitelt war. „Von hier an und von heute“, so hätte sich von jenem Märztag 1890 sagen lassen, an dem der Rücktritt des sozialpolitisch völlig reaktionären Kanzlers unvermeidlich wurde, begann der Niedergang des Kaisertums, und überraschenderweise die außenpolitische Einkreisung, wie die sofortige Veränderung der russischen Politik zeigt (Kap. 6).

Doch beweist auch dieser dritte Band, daß Bismarck nicht allein die Schuld an dieser Fehlentwicklung trifft. Wir erfahren, daß eine längere Regierungszeit Friedrichs III. keinen anderen Kurs eingeschlagen hätte — wollte doch der sterbenskranke Kaiser bereits Waldersee aus seiner Generalstabsstellung verabschieden wegen seiner und seiner Frau Beziehungen zu Stöcker! Und wie einst der Prinz von diesem ominösen Namen abrückte, so wenig war die anfängliche sozialpolitische Zeit Kaiser Wilhelms eine christlich-soziale. Von Anfang konnte der Kanzler die „praktische Ziellosigkeit“ tadeln, bei der „die ganze Sache im Sande volksbeglückender Redensarten zu verlaufen drohte“ (Kap. 5). Und als an die Stelle Hinzpeters, des Grafen Douglas und des Malers v. d. Heyden ein anderer „unverantwortlicher“ Ratgeber trat, nämlich Stumm, da stürzten Berlepsch und Boetticher, weil sie zu den schlimmsten Mißständen der Berliner Konfektionsbranche und des Bäckergewerbes Farbe bekannten.

Ueber dieses kirchengeschichtliche Kapitel der deutschen Kaiserzeit kann gerade der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen“ das Urteil verfestigen; ändern helfen kann er es von hier aus vielleicht auch bezüglich der übrigen, so hinderlich daran auch vielfach noch der äußere Glanz der offiziellen Kirchlichkeit jener jüngsten Vergangenheit sein mag.

Weißholz Erich Klaar

*) Ebenda, Ueberschrift des § 44.

Wöchentliche Chronik

Die Braunschweigische Landesregierung hatte die Verfassunggebende Landessynode in Braunschweig nicht für rechtsbeständig erklärt, weil abweichend von dem Braunschweigischen Gesetz die Wahlberechtigung an die Vollendung des 25. statt 20. Lebensjahres geknüpft war. Auf Antrag des Reichsministeriums des Innern hat das nach Art. 13 der Reichsverfassung angerufene Reichsgericht entschieden, daß jenes Braunschweigische Gesetz durch die Reichsverfassung überholt sei und jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen berechtigt ist.

Unter dem Namen Revals ist ein Bund zur Vertretung der spiritistischen Weltanschauung begründet worden. Bundesleiter ist der Hamburger Kaufmann Hinrich Ohlhaver, von dessen Buch „Die Toten leben“ in kurzer Zeit 500 000 Exemplare verkauft wurden. Stiftungen von 50 000 und 100 000 Mk. sind zugesagt. Die Mitglieder zahlen einen freiwilligen Beitrag; als geistiges Band dient eine den Mitgliedern unentgeltlich zugestellte Monatsschrift. Geschulte Wanderredner, eine illustrierte Wochenschrift, Heilstätten (odische Behandlung), Lehranstalten für Heilmagnetismus und für die erweiterte Bedeutung des Spiritismus sind beabsichtigt. Einführung der neuen Weltanschauung in die Schulen wird erstrebt.

In Stuttgart ist vom deutschen Guttemplerorden, dem Deutsch-Evangelischen Frauenbund, der Hausfrauen-Berufsorganisation und dem Ortsverband gegen den Alkoholismus in drei Stadtteilen eine Probeabstimmung für die Nichtverlängerung der Polizeistunde über 11 Uhr hinaus veranstaltet worden, die bei 80 % Stimmbeteiligung Mehrheiten von 78,4 98 % erzielte. epd.

Die Sächsische Landessynode hat die Kirchenverfassung einem Ausschuß überwiesen und das Inkrafttreten der beschlossenen Kirchengemeindeordnung auf 1. April 1922 festgesetzt. Am 3. Sonntag im September 22 soll die 400jährige Erinnerungsfeier an die Entstehung der deutschen Lutherbibel begangen werden. Für Steuerangelegenheiten können Zwangsverbände der Kirchengemeinden gebildet werden; eine Pfarrbesoldungskasse ist begründet. — Die Freie Volkskirchliche Vereinigung tritt gegen eine Erklärung des Landeskonsistoriums auf, wonach ein Religionsunterricht nach den Zwickauer Thesen nicht dem Artikel 149 der Reichsverfassung entspreche.

Der Landeskirchenrat der Thüringer evangelischen Kirche nimmt in einem Erlaß gegen die Aufhebung des Bußtages als gesetzlichen Feiertags u. A. folgendermaßen Stellung: „Kein Staatsgesetz kann der Thüringer evangelischen Kirche verwehren, weiter mit den benachbarten evangelischen Landeskirchen diesen Bußtag zu feiern. Mehr als je haben wir gerade in diesem Jahre schwerster äußerer Volkskrise innere Einkehr in uns selbst, bewußte Hinkehr zu Gott und äußere Umkehr zu sittlicher Kraft nötig. Wir weisen die Pfarr-

ämter an, in der bisherigen Weise für den Bußtag die Gottesdienste anzusetzen und vertrauen darauf, daß das Kirchenvolk Thüringens nach wie vor den Bußtag nach der Väter Weise begeht. Es mag überall öffentlich bekannt gegeben werden, daß nach den Art. 135 und 149 Abs. 2 der Reichsverfassung durch Willenserklärung der Erziehungsberechtigten auch den schulpflichtigen Kindern und den Besuchern der Lehranstalten die Teilnahme an den kirchlichen Feiern ermöglicht werden kann. Es wird sich empfehlen, für den Tag auch besondere Kindergottesdienste anzusetzen."

Die 15. ordentliche Gesamt-Synode von Schleswig-Holstein ist zur Beratung des vom Konsistorium und Gesamtsynodalausschuß ausgearbeiteten Entwurfs einer Kirchenverfassung für 5. Dezember nach Rendsburg einberufen worden.

Die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung hat neben Siegmund-Schultze, Missionsdirektor Schreiber und Professor Lang-Halle den Herausgeber der „Hochkirche", Pfarrer Heinrich W. Mosel in Hetzdorf (Uckermark) zum Mitgliede ihres engeren Fortsetzungsausschusses gewählt.

Die polnische Regierung hat die evangelische Kirchengemeinde Rensau bei Strafe der Exmission zur Räumung ihres Kirchengrundstücks mit Kirche und Pfarrhaus aufgefordert — das erste Mal, daß ein Staat einer Kirchengemeinde auch ihre Kirche nimmt.

Foi et Vie 21 bringt einen ausführlichen Brief, des Armeepfarrers Rambaud in Bonn, in dem er einer Verständigung von Deutschen und Franzosen auf rein religiöser Basis unter Beiseitelassung der politischen Differenzen das Wort redet, mit der er selbst begonnen hat. Es handelt sich darum, Deutsche und Franzosen zusammenzubringen, sie sich und ihre gegenseitigen Leiden kennen lernen zu lassen und auf der reinen Basis tätiger Liebe zu vereinigen. Der Herausgeber der Zeitschrift Doumergue erhebt dagegen Bedenken: man könne den politischen und den religiösen Menschen, Gerechtigkeit und Liebe nicht von einander trennen.

Präsident Harding hat die Abrüstungskonferenz mit Gebet eröffnet und alle Kirchen aufgefordert, ihrer am Tage ihres Zusammentritts in besonderen Gottesdiensten fürbittend zu gedenken.

Die in Lake Mohonk bei Neuyork abgehaltene Internationale Missionskonferenz, auf welcher die deutschen Missionsgesellschaften nicht vertreten waren, hat eine ausführliche Kundgebung gegen die Vertreibung deutscher Missionare aus ihren Missionsgebieten einmütig beschlossen. Sie bedauert diese Maßregel, da sie die Entfaltung wesentlicher geistlicher Kräfte hindere, die internationale geistliche Gemeinschaft und die Entwicklung dauernder Freundschaft zwischen den Nationen störe und nichtchristliche Völker einer für sie verfügbaren Hilfe beraube. Da die durch den Krieg geschlagenen Wunden nicht völlig geheilt werden könnten, so lange den deutschen Missionaren der Weg zur Heidenmission versperrt werde, stellt die Konferenz den Missionsverbänden und Gesellschaften der Länder, deren Regierungen deutsche Missionare ausschließen, Schritte anheim, welche zur Rückkehr der deutschen Missionare auf ihre alten Missionsfelder führen könnten. Wo deutsche Missionsfelder durch nichtdeutsche Missionen besetzt seien, müsse diese Besetzung als vorübergehend angesehen werden. Die Konferenz stellt fest, daß man die deutschen Missionare aus allgemeinen politischen Erwägungen aus den Kolonien der Alliierten ausgeschlossen habe, daß aber die deutschen Missionare sich keiner illoyalen Handlungen gegen nichtdeutsche Regierungen schuldig gemacht und Eingeborene nicht zur Illoyalität gegen ihre Regierung verleitet haben. Sie erinnert daran, wie lange und uneigennützig deutsche Christen für die Evangelisation der Welt gewirkt und wie gründlich sie die Erziehung und Ausbildung ihrer Gemeinden gefördert haben.

Eine Bewegung von Professoren und Studenten an der Universität Tokyo strebt die Begründung eines Lehrstuhls für das Christentum dort an. Vorläufig haben die Universitätsbehörden die Einrichtung eines Studentenlehrgangs im Saale der christlichen Vereinigung in Oiwake beschlossen, bei dem 30 Theologen Vorlesungen halten sollen. epd

Buddhistische Kinder und junge Leute in Japan haben für die deutsche Kinderhilfe über 100 000 Mk. gesammelt und die Gabe mit Briefen begleitet, in denen sie die Allgemeine Pflicht der Nächstenliebe gegen Freund und Feind betonen. E St

Von Personen. Habilitiert: Pastor Liz. Walter Bülck in Kellinghusen für Praktische Theologie in Kiel.

Bücher und Schriften.

Das Gottesjahr 1922. Herausgegeben von Walther Kalbe. Rudolstadt, Greifenverlag. 111 S. 12 Mk

Das Kalenderbuch, das Pfarrer Kalbe aus Schmiedehausen diesmal unter dem Titel „Das Gottesjahr" in die Welt gehen läßt, ist von sonstigen Familienkalendern verschieden. Es will weder ein Unterhaltungs- noch ein Nachschlagebuch sein, sondern will Innenleben wecken, wo es noch schlummert; will zu seiner Pflege und Vertiefung helfen, wo es erwacht ist; will ihm Wegweisung geben, wo es noch unstät sucht. Ohne Aufdringlichkeit leitet es zu schlichtem deutschem evangelischem Christenleben. Wiewohl mehrere Mitarbeiter verschiedener Richtung beteiligt sind, hat der Herausgeber doch ein ziemlich einheitliches Gepräge zustande gebracht. Nur Lhotzky fällt etwas aus dem Rahmen. — Das Büchlein vermeidet es, die letzten tiefsten Fragen anzufassen — das wäre ja auch nicht Aufgabe eines Kalenderbuches — aber es führt in den Vorhof und läßt das Heilige ahnen. Möge es in vielen Häusern in Stadt und Land Aufnahme finden; die Gaben, die es bringt, haben mehr als Augenblickswert.

Walter Lohmeyers Buchschmuck ist würdig; besonders kraftvoll wirken seine Zeichnungen vom Naumburger Dom. N N

(Von wem diese Anzeige stammt, läßt sich im Augenblick nicht feststellen: genug, dieses Jahrbuch ist reich an Gutem und sehr preiswert. D H)

Gottes Herrschaft auf Erden. Von Paul Rohrbach, Langewiesche, Verlag der blauen Bücher, 1921. 154 S. 7,20 Mk.

Paul Rohrbach ist ein Mensch politischen Denkens; verbunden war er jedoch seit je dem Willen der Religion. Politisches Denken und religiöses Wollen vereint ergaben die vor uns liegende Schrift. Sie erklären gemeinsam, daß Rohrbach unsere Zeit als die dritte Hauptzeit religiöser Erneuerung anzusehen wagt; sie erklären auch, daß er überzeugt ist, auch bei Jesus stamme die religiöse Erneuerung aus dem Sozialen. Wo aber sind für jene Ueberzeugung die Zeugen, wo für diese die Grundlagen?

Im neunzehnten Jahrhundert galt offen oder geheim der Grundsatz, daß der Staat Kirche werden solle. Aus dieser Vermengung der Urbegriffe stammen die religiös-politischen Denksysteme eines Fichte und Hegel, denen religiös-politisch die meisten Theologen irgendwie folgten; von daher kommt als ein Spätling auch Rohrbach. So predigt er für uns die irdische Gottesherrschaft und — verwirft bei Christus die messianische Endgewißheit! Ein Gegner der Eschatologie — der aber unserer Zeit selbst ein apokalyptisches Gepräge aufdrücken möchte, wenigstens in der Reflexion! Wir können als Schlagwort für diesen weitverbreiteten Selbstwiderspruch das Wort: „liberaler Eschatologe" verwenden. Aber wer mit großen und letzten Worten umgeht, muß durch sein Zeugnis dafür einstehen, daß das Ende der Dinge wirklich nahe herbeigekommen sei; nur wer dies vermag, hat die Erlaubnis, von Erneuerung von Erde und Himmel zu reden.

Merkwürdig auch, wie gerade Nichtsozialisten — augenscheinlich aus einem unbewußten Gefühl heraus, dem Sozialismus etwas zu schulden, was sie ihm noch vorenthalten haben — religiös-soziale Uebertreibungen hervorbringen: Rohrbachs Behauptung von der durchgängigen und sogar ausschließlichen Wurzel religiöser Erneuerung im Sozialen!

Um „fruchtbare Irrtümer" begehen zu dürfen, muß man aus so hartem Material gezimmert sein, wie es ein Hermann Kutter ist; ihm ist es auch einmal erlaubt, Gottesreich und Zukunftsland gleichzusetzen. Doch möge die Jugend, deren sogenannter neuer Geist oft sich von Rohrbachs Ideen nur durch den unbestreitbaren Vorzug der Jugendlichkeit unterscheidet, bei einem Manne, wie Rohrbach es ist, die gereifte und leidensvollere Art nicht verkennen, die gerade der Jugend verloren zu gehen droht. Und so bleibt das Büchlein trotz allem ein gut lesbares und ernsthaftes Charakterstück unserer Zeit.

Hans Ehrenberg

(Ich möchte das Buch unsers Freundes doch höher einschätzen und es unsern Lesern auf den Weihnachtstisch wünschen. Der Verfasser befindet sich jetzt jenseits der Cordilleren. D H)

Geist der Freiheit. Reden auf Schloß Elgersburg. Von Emil Engelhardt. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1921. 51 S. 5 Mk.

Wenn wir uns denken, daß all diese Worte vor einer Gemeinschaft gesprochen sind, einer Gemeinde, die versucht sich gegenseitig helfend zum Höchsten und Edelsten zu gelangen, so verstehen wir ihre Bedeutung erst recht. Wenn in Manchem uns auch noch nicht das Letzte gesagt ist, so ist doch alles klar und wahr und trifft den inneren Menschen, nicht das Aeußere, dessen Empfinden von Partei-, Standes- und Konfessionsunterschieden getrübt wird. Wer nur unmittelbar fühlt, sieht in dieser Sammlung einen Weg aufleuchten, der uns zeigt, wie wir zu einer neuen Menschgemeinschaft kommen können.

Ilse Stier

Denk' Jesu nach! Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus allen Jahrhunderten. Von Karl Jakubczyk, Domvikar in Breslau. Freiburg i. Br., Herder 1920. 376 S. 17,40 gebunden 22,50 Mk.

Der Verfasser ist in Breslau als Geistlicher und Herausgeber des katholischen Sonntagsblatts wohlbekannt. Als langjähriger Leser der CW schickte er uns sein Jesusbuch zu. Wenn er dazu schreibt, daß an „seiner Sammlung auch evangelische Kreise ihre Freude haben können, und wenigstens der Jesus der Poesie noch etwas sein müßte, was allen christlichen Bekenntnissen gemeinsam sein könnte", so stimmen wir darin mit ihm herzlich gern überein.

Eine wertvolle literar-geschichtliche Einleitung eröffnet das Buch, mit dem richtigen Hinweis und der eingehenden Begründung, wie und warum im Gegensatz zum Mittelalter die Christus-Dichtung der neueren Zeit sich mehr und mehr von der Kirche und ihrem liturgischen Leben loslöst. (Daher meine schon öfters ausgesprochene Bitte, gerade hier wieder Verbindungsfäden neu zu ziehen!) Aus 64 Liedersammlungen (unter neueren die van A. Bartels, K. E. Knodt, G. Schüler, Will Vesper u. A.) ist das Material mit liebender Hand zusammengetragen:

Es steht eine Linde im Himmelreich,
Da blühen alle Aeste,
Denk Jesu nach!
Da singen alle Engel gleich,
Daß Jesus sei der Beste!

Wir freuen uns solcher „überkonfessioneller" Bücher!

Oskar Goehling

Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Aequatorialafrikas. Von Albert Schweitzer. Bern, Paul Haupt, vorm. Max Drechsel 1921. 165 S. 16 Abbildungen. 15 Mk.

Albert Schweitzer, den Musikfreunden als Bachforscher und den Theologen durch seine Schriften zur Geschichte der Leben-Jesu- und Paulusforschung bekannt, tritt uns hier in seinem jetzigen Berufe als Menschenfreund entgegen, den er seit 1913 als Arzt unter den Negern am Ogowe, einem nördlichen Parallelfluß des Kongo, in loser Verbindung mit der Pariser Mission ausgeübt hat. Die Schilderungen seiner Tätigkeit und seiner Erfahrungen dringen in die Tiefe, heben mit sicherm Griffe das Bedeutsame heraus und vermitteln lebendige Vorstellungen von den Verhältnissen, Bedürfnissen, Schwierigkeiten und Möglichkeiten in jenem an Wald und Wasser reichen, aber an Menschen armen Lande. Lehrreiche, aus unmittelbarer Beobachtung gewonnene Schlaglichter fallen auf die besonderen kolonialen Probleme eines Urwaldlandes und machen das Buch jedem Freunde einer gesunden, einsichtigen Kolonialpolitik wertvoll, um sich über manche Fragen, die nicht allein nach heimatlichen Theorien zu entscheiden sind, ein zutreffendes Urteil zu bilden. Auch die Missionsarbeit erfährt hier von einem Manne, der ihr nahe steht und doch nicht unmittelbar dazu gehört, eine sachkundige, freundlich-kritische Besprechung. Da Schweitzers Schilderungen zugleich von einem edlen Idealismus, großer Begeisterung für seinen Beruf und einer hohen Auffassung von sittlicher Verpflichtung gegenüber den Hilflosen durchdrungen sind, ist sein Buch geeignet, besonders in der reifen, gebildeten, einen Beruf suchenden Jugend Ideale zu wecken, den Sinn für Verantwortung gegenüber der Menschheit zu stärken und die Freudigkeit zur Hingabe zu pflegen. Endlich möge es der Arbeit des Verfassers neue Freunde werben, die auch unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart sie finanziell stützen helfen, damit Schweitzer seine ärztlichen Kenntnisse weiter zum Wohle der leidenden Menschheit in fernen Landen verwerten könne.

Adolf Heermann

Ins chinesische Kinderland, Schilderungen von Pfarrer W. Hückel. Mit 5 Bildern. 1.–5. Tausend. Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein, Berlin W. 57, Pallasstraße 8/9. 31 Seiten.

Das liebenswerte Büchlein hält, was sein Titel verspricht. Die Kinder des fernsten Ostens werden lebendig und anschaulich deutschen Herzen und deutschem Verstehen nahe gebracht. In den Spielen, Rätseln, Kindermärchen und Geschichten der kleinen Chinesen finden sich manche Anklänge an das Leben und Treiben unserer Kinder: ein erneuter Beweis für das Vorhandensein jener großen, allgemeinen Bruderschaft, die Alle, die eines guten Willens sind — vornehmlich unsere Mission — so heiß sich bemühen in die Tat umzusetzen. Das Büchlein sollte in keiner Schulbibliothek fehlen.

P. Baltzer

Ebr. 10, 25. Ein Schicksal in Predigten. Herausgegeben von Rudolf Ehrenberg. Würzburg, Patmos-Verlag 1920. Der Bücher vom Kreuzweg erste Folge. VIII, 493 S. 25, gebunden 28 Mk.

Welch ein liebenswertes, herrliches Buch! Wie viel Geist und Tiefe, Poesie und Sprachkraft! Aber, lieber Rudolf Ehrenberg, warum diese ungeschickt geschickte Fiktion (durch das Vorwort bewirkt, durch Versenden der ersten Seiten als Reklameblatt in der Wirkung so sehr verstärkt), daß es sich um wirkliches Leben, nicht Dichtung, handle? Und nun stellte man sich auf wirkliches Leben ein, auf Erfühlen des Zeitenschicksals an einem ergreifenden Beispiel, las mit atemloser Spannung diese temperamentvollen Ergüsse und menschlich tiefen Lebensdokumente — erfuhr dann, daß es Dichtung sei, und war enttäuscht! Ja zornig. Wie unpraktisch! Hätte ich mich auf Dichtung eingestellt, so hätte ich es eben als Dichtung geliebt. — Die Kunst darf sich nicht Täuschungen erlauben, die sie nicht selbst wieder aufhebt, sonst ist es Fälschung und nicht Fiktion.

Ich habe das Buch lange, lange liegen lassen müssen; nun ich es aber wieder neu vornehme und mich von vornherein anders einstelle, ergreift es mich wieder mit alter Kraft. „Ein Schicksal in Predigten." Wenn diese Predigten wirklich so gehalten wären, so wäre das zugleich hinreißend schön, und zugleich — ein Unfug. Schön, weil sie darauf hinzielen, nicht zum Intellekt zu reden, sondern zur Seele; um Seelenkräfte zu wecken, in Bewegung zu setzen. Und das ist ja das, was unsere Zeit am allernötigsten braucht: so werden wir über den Intellektualismus hinausgelangen. Wir müssen mit Seelenkräften als mit festen Wirklichkeiten rechnen lernen, die wir unterscheiden; die wir stärken oder ablehnen oder verwandeln; die wir reinigen, die wir befeuern, die wir erhöhen. Damit Seelenentscheidungen vollzogen werden können, damit Seelenurteile gefällt und verstanden werden, damit innere Sicherheiten erwachsen durch die wachen und tätigen Seelensinne. Die Predigten dieses Pfarrers sind zu diesem Ziel ganz wundervoll wegweisend. Dennoch, wenn sie wirklich so gehalten wären, mir schiene das ein Unfug, weil sie zu persönlich sind. Auch weil sie manchmal nicht verstanden werden können, weil sie gar zu geistreich sind. Dann ist ein Schillern darin, wie von Sensationslust, und ein Funkenspiel von heimlichen Dämonien. So wie in Nietzsches Schriften. Und aus demselben Grunde. Nämlich aus dem dichterischen Bedürfnis, das hohe geistige Gut, das man vermitteln will, so wirksam wie möglich zu machen. Da mischt man ein wenig Sensation hinein, so ein funkelndes luziferisches Feuerwerk. Aber das darf man nicht tun! Da arbeitet man mit falschen Kräften. Es sind dieselben Kräfte, mit denen der Dichter auf die trügende Fiktion geriet. Da mischt sich die Innerlichkeit, um derentwillen das Buch geschrieben ist, mit Aeußerlichkeit, die blenden, überraschen, verführen will. Da wird es freilich glänzender, aber es ist die reine Kraftmitteilung nicht mehr. Wenn hohe Geistkräfte vermittelt werden, auf eine Weise, die sie in Einzelzwecke bannt, entstehen Dämonien.

Dies ist nur eine kleine Nuance in dem herrlichen Buch. Wer feinfühlig ist, wird sie fühlen. Aber im Ganzen strömt es und strömt es von reinen wundervollen Kräften. — Das Schicksal, um das es sich handelt, ist das ergreifend schöne und tragisch erhebende eines Pfarrers unserer Zeit, der mit elementarer Kraft sich gedrungen fühlt, hinter die Sphäre des Kirchentums zu den Urkräften des Christentums zu dringen. Zu dem Christentum der unbedingten Wahrhaftigkeit und unbedingten Liebe, das Leben und Tat werden muß, — erlöstes Leben und erlösende Tat. Dieser Held ist übrigens ein Mensch wie ein Kind. Voll Weisheit und Torheit, und immer liebenswert.

So sei das Buch allen denen, die Kraft und Stille haben, echtes Herzensringen mitzuerleben, aufs wärmste empfohlen.

Gertrud Prellwitz

Lebenskunde. Von Marie Cauer. Briefe an junge Mädchen. Gotha, Fr. A. Perthes 1921. 179 S. Gebunden 24 Mk.

Eine Frau, die viel gesehen, erlebt und gedacht hat — sie ist von Beruf Krankenschwester und hat daher in die verschiedenartigsten Verhältnisse und Familien einen tiefen Einblick getan — plaudert hier in warmem herzlichen Freundeston mit jungen Mädchen über alle die Lebensfragen, die ein junges heranwachsendes Menschenkind bewegen. Es ist vor allem bewundernswert, welch feines Verständnis sie der allerneuesten Zeit entgegen bringt. Sie betont, daß der Frau durch die neue Zeit auch neue Pflichten und Rechte erwachsen sind, und es deshalb für sie besonders wichtig ist, sich über die wichtigsten Lebensprobleme klar zu werden, um ihr Leben zielbewußt für sich und Andre zu Nutz und Freude zu gestalten. Das Wichtigste ist, die Willenskraft zu schulen, ihre Blickpunkte müssen Liebe und Wahrhaftigkeit sein. Aber auch dem Kleinen und Aeußerlichen muß Sorgfalt entgegengebracht werden, da es sich sonst bitter rächt, indem es sich uns hindernd entgegenstellt, wenn wir Großes wollen. So beginnt M. Cauer mit Kleidung und Körperpflege, betont das Haushalten mit der Zeit, zeigt, wie wir unsere Mußestunden am besten verwenden, um dann schließlich, nachdem sie viel Beherzigenswertes über Umgang mit Menschen der eignen Familie und mit jungen Männern gesagt hat, beim sozialen Verständnis zu enden. — Das Buch ist von einem tief religiösen und nationalen Gefühl durchdrungen, was sich ausgesprochen vor allem in den letzten 3 Kapiteln zeigt: Volk und Vaterland, Selbsterziehung, Quelle der Kraft. — Ich wünsche dem Buch recht viele Leser, nicht nur junge Mädchen, sondern vor allem auch Mütter von heranwachsenden Töchtern und Erzieherinnen.

Marie Deutschbein

Der Primus. Von Hugo Gabriel Lindner. Buchenbach in Baden, Felsen-Verlag. 16,80, gebunden 24 Mk.

Ein seltenes Buch liegt in dieser „Geschichte von dreifacher Liebe" vor uns. Lindner ist einer von den tiefblickenden Autoren, die im Wesentlichen nicht äußere Vorgänge erzählen, sondern Seelengeschichte zu schreiben verstehen. Er hat sich hier an das so selten richtig erfaßte Problem der Jünglingsseele gewagt und schildert im Primus Rolf Dom den inneren Kampf eines Jünglings, der Ideale sucht, aber nicht für die Jugend bereitgestellte, sondern von der Jugend selbst frei erwählte, und der sie sucht in lebendigen Gestalten, aber eben weil er mit der Norm nicht zufrieden ist so viel Enttäuschung erlebt. Ein Zug des Ernstes liegt über diesem Knaben- und Jünglingsleben, das sich auch die Freundschaft nur in der Form ungeteilter Liebe denken kann. Ueberraschend feine Beobachtung, die wie psychologische Filigranarbeit anmutet, sowie absolute Wahrhaftigkeit, die alle Regungen der erwachenden Jünglingsseele bis in die Schatten hinein darstellt, machen das Buch besonders wertvoll. Es kann manchem Jüngling helfen, das Wertlose zu verachten, und manchem Alten, die reifende Jugend besser verstehen zu lernen.

Das Buch hat auch eine religiöse Seite, die ungewollt, aber darum um so wirksamer zur Geltung kommt. Die Schwermut, die über dieser Jünglingsseele liegt, hat ihren tiefsten Grund im Sehnen nach Werten, die über der Alltäglichkeit, ja über der physischen Welt liegen.

Die Sprache ist glänzend, das feine Naturempfinden des Verfassers gibt dem Buch einen besonderen Hauch.

L. Rothgangel

Die Jahreszeiten. Stimmen der Landschaftsseele. Von Erich Bockemühl. Leipzig, Erich Matthes. 101 S. 8, geb. 12 Mk.

Seine Seele strömt innige Bilder. So sage ich am liebsten, wenn ich von diesem Buche spreche, denn das Gefühl reifen, innigen Strömens war immer bei mir, als ich las und die Fülle der Bilder sah, die mit einer Selbstverständlichkeit aus dem seelischen Strom herauskommen, die eben nur echter Kunst eigen ist.

Das Unnennbare der Landschaft aller Jahreszeiten hat sich hier gestaltet — und zwar nicht nur das Liebliche, Idyllische, sondern auch das Unheimliche, Abgründige, Dämonische dessen, das in der Landschaft der Seele lebt. Ich hatte bei manchen Stücken die Bestätigung, daß diese Seele von einer eigentümlichen herben Dämonie getrieben singt, die herauszufühlen ist, wenn auch gemildert durch Schönheit des Bildes, des Rhythmus. Das Leid-

Wissen, die leise Traurigkeit, die oft in Sprüchen der Weisheit aufsteht, geben dem Buche eine reife Männlichkeit. Man lese: Unschuld, Nachtstücke. Da funkelt Abgründigkeit, die immer nicht genug gesehen wird bei Bockemühl.

Ich nenne nun noch Einiges, aus dem eine eigentümliche kosmische Ergriffenheit herüberweht. In „Sommernacht" etwa mit dem wundervollen Anfang:

Traum, Traum . . schlägt die Uhr . . Traum Traum . . und dann ist Sommernacht.

Mit geradezu genialer Sanftheit zwingt einen der Schluß von dem „Fluß" in das Seelische eines Niederrhein-Abends. Mythische Bild- und Rhythmuskraft hat: Tag. Wie unterm Schneetuch gedämpft singt es aus dem Winterteil des Werkes: Kinderlied, Kindermärchen. Dies Letzte ganz „verwunschen" in „Genola".

Und was das Buch zu einem Andachtsbuch macht, das ist das ganz fein gesungene „Dennoch" — ich meine es hier dem Wesen nach — :

Ich will dein Lied in der Wüste singen, daß die stillen Hirten in den Morgen sehn.

Ich will dein Lied in der Wüste singen, daß sie aus der Arbeit Eisenhallen in die Lüfte horchen — daß sie sich anschaun wie in andrer fremden Welt.

So steht in „Gott". Und es ist ja Gottes Lied, wo Seele so rein singt wie hier. Und ich kann den letzten Eindruck des Buches nicht besser sagen als der Dichter selbst: Wie du reich bist, wie du schön bist, Seele, wie du gut bist: In den tiefsten Gründen, wie du gut bist, reines Herzens Gott zu schauen. —

Von den Federzeichnungen Rehns sage ich nichts, denn ich vermag sie nicht zu lieben. H Burhenne

Der Schauspieler. „Friedrich Kayßler" von J. Bab. Berlin, Erich Reiß 1921. 95 S. 9,50 Mk.

Im Hinblick auf das, was in diesen Blättern schon früher über Friedrich Kayßler geschrieben worden ist, sei auf eine Kayßlerbiographie von Julius Bab hingewiese. Babs, des Fachmannes Urteil und des warmen Menschen begeistertes Herz bedürfen keiner Empfehlung mehr; beide zeigt auch diese kleine Schrift, die versucht, die so eigenartige und anziehende Menschen- und Künstlerpersönlichkeit Kayßler, wie sie uns heut erscheint, aus ihrem Wesen und Werden heraus zu erklären. Neben scharfer Erkenntnis, wird nach Babs Bekenntnis die Arbeit „von einer großen Liebe" getragen, und grade diese Ehrfurcht eines Kritikers läßt das Büchlein eine wertvolle Ergänzung zu des Künstlers Schaffen bilden. Es möge, mit erläuternden Lichtbildern geschmückt, recht vielen den Weg zu ihm weisen. H Dannenberg

Theodor Hosemann. Ein Altmeister Berliner Malerei. Von Lothar Brieger. Mit einem Katalog der graphischen Werke des Künstlers von Karl Hobrecker. Delphin-Verlag, München [1920]. 180 S. Groß 8° und 30 eingehängte Bilderblätter, 6 in Farben, im ganzen 120 Bilder. 45, gebunden 55 Mk

Mancher Leser wird den Namen des Künstlers zum ersten Male lesen; er braucht sich dessen nicht zu schämen, sagt doch der Verfasser dieses Buchs (S. 94): „Ich kenne kaum einen Künstler, dazu noch von so immenser Produktivität, dessen Werk so völlig verstreut und dessen Tradition so fast spurlos abgerissen wäre. Wir haben alle möglichen Künstler, die kleinen und kleinsten des Auslandes darunter, wieder ausgegraben, aber am Grabe Hosemanns sind wir achtlos vorübergegangen." Theodor Hosemann (1807—75), Pfälzer von Abstammung, Düsseldorfer der Kunstlehre nach, Berliner als selbständiger Meister, war neben seinem sehr ansehnlichen Malwerke einer der allerersten Illustratoren Deutschlands, den man mit O. Speckter unmittelbar an Menzel und Richter anschließen darf, ein ganz hervorragender Humorist und schier der Schöpfer des künstlerisch ausgestalteten Kinderbuchs. An Fruchtbarkeit möchte er wohl alle Andren hinter sich lassen. Hobreckers vorzüglicher Katalog des graphischen Werks (S. 129—169) zählt 400 illustrierte Bücher auf, die nach sehr mäßiger Schätzung mindestens 4000 Bilder, überwiegend Steindrucke, enthalten; dazu kommen noch 200 Einzelblätter, vielfach die Perlen des Werks. An Oelgemälden und Aquarellen bringt Brieger (S. 117—128) 114 zusammen, ohne Vollständigkeit zu erstreben. Höchst anziehend ist der Text, den er beigibt, zugleich ein treues Porträt Altberlins wie der Berliner Kunst. Auch den Meister selbst läßt er in einer Anzahl von Briefen zu uns reden (S. 101 116). Die Ausstattung muß als hervorragend schön bezeichnet werden. Alles in allem hat uns diese Ausgrabung des „Spitzwegs des Nordens" ein ganz köstliches Buch geschenkt.

K Budde

Briefe deutscher Ferienkinder aus Skandinavien. Herausgegeben von Walter Georgi. Jena, Eugen Diederichs 1921. 162 S. 24 Mk.

Das Vorwort macht uns schon auf Niedagewesenes aufmerksam, nämlich, daß große Scharen von Kindern in ein fremdes Land ziehen, um dort mit Liebe und Mitleid gehegt und gepflegt zu werden. — In den vorliegenden Kinderbriefen, in denen aus jeder Zeile durchgemachte Nöte und Sorgen sprechen, sei es in Worten der Freude über das gute Leben, sei es in Sehnsucht nach dem bedürftigen Zuhause oder in Fürsorge für die Daheimgebliebenen — prägt sich schon die echte deutsche Eigenart aus: das große Anpassungsvermögen und die gründliche Beobachtungsgabe. Die Briefe erzählen alle von der gleichen warmen Liebe, die die Kinder bei allen 4 skandinavischen Nationen fanden und zeigen auch, wie verschieden an Wesensart diese Nationen sind. Vielleicht hätte die Sammlung noch fesselnder gewirkt, wenn mehrere Briefe ein und desselben Kindes im Zusammenhang gebracht worden wären. Diese Kinderbriefe sind ein beredtes Denkmal, das unbewußt Kinderherzen ihren Wohltätern gesetzt haben, und die Sammlung wird nicht nur uns Deutsche erfreuen, sondern sicherlich auch unsere nordischen Freunde. I A Selter

Verschiedenes

Zur Sammlung für Oppau. Als derzeitiger pastor loci muß ich zu Foersters Aufsatz in CW Nr. 44 Einiges bemerken, obwohl ich erst seit wenigen Tagen an Ort und Stelle bin. Es ist durchaus richtig und begrüßenswert, daß Foerster in so nachdrücklicher Weise die gesetzliche und moralische Ersatzpflicht der Anilinfabrik bez. des Anilinkonzerns betont. Dies zu tun ist bei der Lage der Dinge sogar notwendig. Aber darüber hinaus scheint Foerster kein klares Bild der Verhältnisse zu haben, sonst wäre es mir unbegreiflich, wie er die ganze Sammlung für Oppau einen sinnlosen Unfug nennen kann.

Was die Toten und die leicht oder schwer Verwundeten betrifft, so werden Fabrik und Versicherung ihr Möglichstes sicher tun. Dies bleibe hier außer Betracht. Nun aber ist in Oppau und der näheren und weiteren Umgebung ein ungeheurer Sachschaden entstanden. Das 6 Kilometer entfernte Frankenthal berechnet z. B. allein seinen Sachschaden auf über 10 Millionen. In Oppau selbst ist kein Haus ohne irgend einen Schaden; ganze Straßenzüge müssen von den Fundamenten auf neugebaut werden. Selbst wenn die Ersatzleistung der Versicherungen und vor allem der Fabrik aufs äußerste herangezogen wird, und das wird auch unbedingt geschehen — die rechtliche Lage ist noch keineswegs ganz geklärt —, und wenn die Fabrik dazu noch ein Uebriges tun sollte, so hat doch diese Leistungsfähigkeit ihre bestimmte Grenze. Und diese Grenze liegt, soweit ich nach bestem Bemühen jetzt schon die Lage übersehen kann, weit unterhalb dessen, was die Wiederherstellung erfordert. Man denke doch, was heute Lohn, Material, Fracht kosten.

Man kann nicht dankbar genug dafür sein, daß die sofort einsetzende umfassende Sammeltätigkeit einen erheblichen Beitrag zur Linderung der großen Not geliefert hat. Aber es braucht wirklich keine Beunruhigung darüber zu bestehen, daß durch diese Sammlung der Fabrik etwas erspart bliebe. Auch mit dem Ergebnis der Sammlung bleibt das „weit unterhalb" der Wiederherstellungskosten bestehen. Irgendwelche bestimmte Zahlen über Ersatzpflicht und Wiederherstellungskosten zu geben, ist bis jetzt und auch in Anbetracht der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse nicht möglich. — Mit der Sammlung warten, bis alle diese Fragen ganz geklärt sind, hieße unverantlich handeln und den psychologischen Augenblick verpassen. So gewiß es notwendig ist, unsre Liebe mit der Klugheit zu verbinden, so darf man doch gerade heute nicht einen sich allenthalben kundgebenden Drang zur Liebe und Hilfe durch Berechnungen und Ueberlegungen unterbinden, die der ganzen Lage der Dinge nach noch nicht auf gesicherten Grundlagen ruhen können. Ich habe mich über diese Hilfsbereitschaft des deutschen Volkes dankbar gefreut, soviel bedauerliche Sensation auch mit dabei war.

Mit dem gleichen Bedauern wie die allgemeinen Sammlungen erwähnt Foerster auch die kirchlichen. Auch der an kirchlichen Gebäuden angerichtete Schaden in Oppau und Umgebung ist außerordentlich groß. Allein im benachbarten Edigheim beträgt der Schaden an einer neuen Kirche etwa 100 000 Mark. In Oppau sind Kirche und Pfarrhaus sehr schwer beschädigt und unbenutzbar, sie bedürfen umfangreicher Neubauten. In Oppau selbst ist zur Zeit keine Gelegenheit, Gottesdienst abzuhalten. Und doch muß die Kirche alles tun, was in ihren Kräften steht für die seelisch so hartbetroffene Bevölkerung. Die kirchliche Not ist in vieler Beziehung sehr groß. Ein Gemeindesaal für kirchliche Zwecke ist seit langem dringend notwendig. Oppau zählt etwa 7 000 Protestanten unter 10 000 Einwohnern. Da sind zahlreiche notleidende und hilfsbedürftige evangelische Glaubensgenossen. Alle, die gegeben haben und noch geben wollen, sei es ein Uebriges, sei es ein Opfer, können wirklich gewiß sein, daß sie sich nicht an einem sinnlosen Werk beteiligt haben. Denn der Notstand ist auch in kirchlicher Hinsicht nicht nur ein erster augenblicklicher, sondern ein tiefer und lange dauernder.

Mit Davos darf Oppau nicht ohne Weiteres zusammengeworfen werden. Dort liegt der Fall ganz anders. Aber dazu habe ich mich nicht zu äußern. Hans Stempel

Eine neue Jesuitenfabel? Von dem Herrn Herausgeber der „Stimmen der Zeit" erhalten wir folgenden Brief.

Sehr geehrter Herr Professor! In Nr. 44 der CW sagt der Verfasser des Artikels „Von der Allianz reformierter Kirchen" in einer Anmerkung, daß der Genfer Konferenz für Glaube und Kirchenverfassung ein Jesuit „im geheimen Auftrage" beigewohnt habe. Damit keine neue Jesuitenfabel entsteht, deren wir leider schon genug haben, erlaube ich mir Ihnen Folgendes mitzuteilen:

Der Gedanke, die Genfer Konferenz zu besuchen, ging einzig und allein von der Redaktion der „Stimmen der Zeit" aus, an deren Spitze ich stehe. Von keiner kirchlichen Behörde, weder innerhalb noch außerhalb des Ordens, wurde dazu irgend eine Anregung gegeben. Auch ist kein Wort gefallen, das als solche gedeutet werden konnte. Von einem Auftrag, einem geheimen oder offenen, kann also nicht die Rede sein. Das ist reine Erfindung Ihres Artikelschreibers oder seines Gewährsmannes. Hier können Sie an einem kleinen Beispiel die Psychologie der Jesuitenfabeln studieren.

Schon lange vor der Genfer Tagung stand die Redaktion der „Stimmen“ mit dem Sekretär der Weltkonferenz in Korrespondenz. Dieser Briefwechsel war von Herrn Gardiner begonnen worden, um die Aufmerksamkeit unserer Zeitschrift auf die Einigungsbestrebungen zu lenken. In einem Artikel wurde dann auch auf diese hingewiesen, aber mit einigen kritischen Bemerkungen. Daraufhin schrieb mir Herr Gardiner, daß es ihn sehr freuen würde, wenn ich mich in Genf persönlich von dem Geiste der von ihm vertretenen Bestrebungen unterrichtete. Da ich als Katholik nicht als Delegierter teilnehmen könnte, sollte ich als „spectator“ anwesend sein. Diese Einladung habe ich angenommen. Als Redakteur der „Stimmen“ interessierten mich die in Genf verhandelten Fragen sehr, um so mehr da ich die von Herrn Gardiner vertretene Bewegung als die bedeutendste und am klügsten geleitete auf protestantischer Seite ansehe. Sie ist zudem die einzige, die sich prinzipiell auch an Katholiken wendet. Als Vertreter der Presse muß ich mir die Freiheit vorbehalten, an einer öffentlichen Versammlung teilzunehmen, auch wenn ich ihre Bestrebungen nicht in allem billige.

In Genf habe ich mich Herrn Gardiner vorgestellt und ihm gesagt, daß ich nicht als Vertreter meiner Kirche, sondern als Redakteur einer Zeitschrift anwesend sei, nicht als Delegierter, sondern als „spectator“. Auch einigen andern Herrn, die mir von früher her bekannt waren, wie dem anglikanischen Bischof von Bombay, habe ich klar dasselbe gesagt. Ich habe da mit ganz offenen Karten gespielt.

Nach der Tagung habe ich keiner kirchlichen Behörde oder Mitgliedern einer solchen, weder schriftlich noch mündlich, weder persönlich noch durch Andere, Bericht erstattet. Was ich zu sagen hatte, habe ich ruhig und objektiv, sine ira et studio, in den „Stimmen“ dargelegt. Mein ganzes Verhalten in der Angelegenheit wurde geleitet von dem Interesse an der Sache und vom gesunden Menschenverstand, nicht von „geheimen Aufträgen“. Ich bin überzeugt, daß nur ruhiges objektives Abwägen der Gründe uns in den Einheitsbestrebungen voran bringt.

Ihr ergebener Heinrich Sierp S. J.

Kleine Mitteilungen. Der Schluß des Berichts aus der Tschechoslowakei muß auf nächste Nummer verschoben bleiben. Es ist bezeichnend: die Bücherbesprechungen, die wir unsern Mitarbeitern danken, schließen immer wieder mit einem Seufzer darüber, daß das Buch, das gute Buch, teuer oder zu teuer sei. Wir haben diese Bemerkung jedesmal gestrichen. Denn sie trifft nicht. Die Bücher sind im Verhältnis zumeist noch billig.

Und was werden unsre Leser nun sagen, wenn wir die Haltegebühr für das nächste Vierteljahr auf 20 Mark erhöhen? Bis in den Krieg hinein betrug sie 2,50. Sehr langsam, ja zu unserm Schaden langsam, sind wir der Preissteigerung gefolgt. Auch jetzt ist es ein Sprung, der den Bestellern groß scheinen mag, vom geschäftlichen Standpunkt vielleicht noch zu kurz ist. Wir bitten uns treu zu bleiben, wer kann. Eingreifende Veränderungen sollen wills Gott den Bestand unsers Blattes sichern; aber die Festigkeit unsers Abonnentenkerns ist die Voraussetzung von allem. R

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Freitag 9. Dezember 8 Uhr, Luisenschule: Das Christusereignis. Emil Engelhardt-Elgersburg.

Marburg. Dienstag 13. Dezember 8½ Uhr bei Markees: Auf welche Weise können die gebildeten Kreise für Religion und Kirche gewonnen werden? Heermann-Speckswinkel.

Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen

Lüttringhausen. Montag, 12. Dezember 2½ Uhr im Düringer Hof: Prof. Dr. Mehne-Barmen über „Christlichen Kommunismus“.

Dringende Bitte

Nr. 41 dieses Jahrgangs ist völlig vergriffen. Wer kann sie uns zurückgeben? Auch Nr. 5. 6. 7. 14. 15. 18. 19. 21. 23. 24. 26 würden wir gern wiederhaben. Für gut erhaltene und sorgfältig verpackte Nummern zahlen wir auf Wunsch je 1.20 Mk. und das Porto.

Verlag der Christlichen Welt

Pfarrstelle

an der **Trinitatiskirche zu Charlottenburg,** ab 1. Januar 1922 frei, ist baldigst neu zu besetzen. Gesucht wird ein für Jugenddienst und Kleinarbeit im Gemeindeleben besonders befähigter Pfarrer. Gehalt nach dem Regulativ der Berliner Stadtsynode für die nichtersten Geistlichen. Dienstwohnung nicht vorhanden. Bewerbungen bis **1. Januar 1922.**

Gemeindekirchenrat von Trinitatis-Charlottenburg
Dr. Luther, Leibnizstr. 79

Philosophische

Werke, auch Zeitschriften älteren Datums von Privatgelehrten zu kaufen gesucht. Gefl. Angebote mit Jahreszahl und Preis erbeten unter **Postlagerkarte 153 Leipzig.**

Gesucht gebildete Gesellschafterin mit Kenntnissen in der Krankenpflege, nicht unter 35 Jahre alt, für alte Dame in Luxemburg. Offerten erbeten an Frau **Ernest Arendt, Luxemburg,** Josefstraße.

Zarte oder schwachbegabte Kinder

finden in **ländl. Pfarrhaus** waldreicher Gegend zum Februar oder später sorgsamste Aufnahme, beste Pflege und gute Kost in herzl. Familienleben. Individueller Unterricht unter Mitarbeit einer hierin vorzügl. erprobten staatl. gepr. Lehrerin. Gute Aerzte.

Isenhagen b. Hankensbüttel Lüneb. Heide **Pastor Dr. v. Lüpke.**

Für 20jähriges gebildetes Mädchen, Wandervogel (Vater tot), in Krankenhaus, Laboratorium, Sprechzimmer und Haushalt tätig gewesen, wird ähnliche Stellung auch zu Kindern gesucht.

Pfarrer **Lonicer, Breslau 18,** Güntherstr. 9

Vierzigerin, langjährige pünktliche Hausfrau, geprüfte Lehrerin mit guter Weiterbildung (Sprachen, Musik) übernimmt **Vertretung der Hausfrau** in geistig regem Hause. Angebote unter **W. B.** an den Verlag.

Hess. Diakonieverein

gewährt gebildeten evang. Mädchen von 18—33 J. Ausbildung in Kranken- und Gemeindepflege (Staatsexamen) auch als Küchenschwester in Hanau, Nordhausen, Hamburg, Darmstadt. Lernschwesternbezahlung. Auch gesicherte Lebensstellung. Näheres durch **Konsistorialrat Noack, Darmstadt,** Wittmannstr. 22.

Gesucht

Luthers Werke, Erlanger Ausgabe oder Weimarer Ausgabe (auch ungebunden). Angebote erbeten an **D. E. Kohlmeyer, Kiel,** Waitzstr. 4

Bücherverzeichnis

für kirchliche

Gemeindebüchereien

3. Ausgabe (mit bes. Berücksichtigung billiger Schriften) empfiehlt gegen Einsendung von 1,75 Mk. zuzüglich Porto

Volkskirchlicher Laienbund, Dresden-A
Rabenerstrasse 13
Postscheckkonto Leipzig 40670

Neu!

Dein Weg

366 Gedanken u. Gedichte von ARNDT, BONSELS, CLAUDIUS, DEHMEL, EUCKEN, FICHTE, GOETHE, HEBBEL, HESSE, HOELDERLIN, HUCH, LUTHER, NAUMANN, NIETZSCHE, SCHLEIERMACHER u. a.

Kart. M. 10, Geschenkbd. M 21,— kein Teuerungszuschlag

Verlag Gerhard Merian Berlin-Zehlendorf M.

Theodor Rother, W. Stöver
Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig

Hiermit empfehle ich meine **rein theologische Buchhandlung** den Herren Geistlichen zur frdl. Benutzung und liefere ich im Inland alle neuen Bücher schnellstens franko und verpackungsfrei. Nach dem Auslande jede Sendung zu den billigsten gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen.

Hausschuhe!!

Aus Militärtuch, Ledersohle, warm gefüttert, liefert in Gr. 41 bis 46 Mk 29.—, Gr. 36—40 Mk. 26.—, Gr. 30—35 Mk. 22.—, Gr. 24—29 Mk. 20.—. **Schnallenstiefel** Mk. 12.— pro Paar mehr. Von 4 Paar ab erfolgt freie Zusendung gegen Nachnahme.

Hermann Griesinger
Lauffen (Neckar) **36 A**

Emser Wasser
gegen Katarrh, Husten usw.

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Weihnachtsbitte

der Kinder des Wolfer Waisenheims zu Wolf a. d. Mosel

Hört, schöne Herren und Frauen,
Die ihr im Lichte seid:
Wir kommen aus dem Grauen,
Dem Lande Not und Leid;
Weh tun uns unsre Füße
Und unsre Herzen weh,
Doch kam uns eine süße
Botschaft aus Eis und Schnee:
Es ist ein Licht erglommen,
Und uns gilt auch sein Schein.
Wir haben's wohl vernommen:
Das Christkind ist gekommen
Und soll auch uns gekommen sein.

Drum gehn wir zu den Orten,
Die hell erleuchtet sind,
Und klopfen an die Pforten:
Ist hier das Jesuskind?
Es hat wohl nicht gefunden
Den Weg in unsre Nacht,
Drum haben wir mit wunden
Füßen uns aufgemacht,
Daß wir ihm unsre frommen
Herzen und Bitten weihn.
Das Christkind ist gekommen
Und soll auch uns gekommen sein.

So laßt es uns erschauen,
Die ihr im Lichte seid!
Wir kommen aus dem Grauen,
Dem Lande Not und Leid;
Wir kommen mit wunden Füßen,
Doch sind wir trostgemut:
Wenn wir das Christkind grüßen,
Wird alles, alles gut.
Der Stern, der heut' erglommen,
Gibt allen seinen Schein:
Das Christkind ist gekommen! —
Die ihr es aufgenommen,
O laßt auch uns zu Gaste sein!

O. J. Bierbaum

So bitten unsere 140 Kinder. Fast alle kommen sie „aus dem Lande Not und Leid". Helft ihnen, daß sie das Christkind schauen mögen mit seinem Licht und seiner Liebe.

Freundliche Gaben werden erbeten auf das Postscheckkonto des Wolfer Waisenheims zu Wolf a. d. Mosel Cöln 32685.

Pastor Storkebaum, Anstaltsleiter

Weihnachten in Bethel

Nach Licht und Liebe sehnen sich alle Herzen. Die Weihnachtsbotschaft will solche Sehnsucht stillen. Denn sie zeigt in dem Kind von Bethlehem den Quell alles Lichtes und aller Liebe.

Diese Botschaft gilt besonders den Kleinen, Kranken und Armen. Von ihnen beherbergt Bethel eine große Zahl. Es sind mehr als 4000 Fallsüchtige, Gemütskranke, Kriegsbeschädigte und Heimatlose aller Art und aus allen Teilen Deutschlands, die bei uns Weihnachten feiern wollen. Jedem möchten wir gern eine kleine Freude bereiten. Das ist jetzt so schwer wie noch nie. Darum klopfen wir bei den Freunden von Bethel an mit der dringenden Bitte: Helft uns, in dunkle und traurige Herzen etwas von dem Sonnenschein zu bringen, den Weihnachten bescheren will! Jede kleinste Gabe ist willkommen, besonders Kleidungsstücke aller Art, Spiele, Bilder, Bücher oder Geld, um das zu kaufen, was Große und Kleine erfreut. Je eher die Gaben in unsere Hände kommen, desto lieber ist es uns!

Allen Freunden von Bethel sendet dankbare Weihnachtsgrüße

Bethel bei Bielefeld, im November 1921.

F. v. Bodelschwingh, Pastor

Postscheckkonto: Nr. 1904 Hannover

Die beste Weihnachtsgabe!

ist die von **Martin Wenck**
verfaßte Lebensbeschreibung von **Friedrich Naumann.**

Mit liebevollem Verständnis und historischer Treue zeichnet Wenck das Lebensbild dieser reichen Persönlichkeit, die ihr Bestes zum Wohle des deutschen Volkes ausströmen ließ. Die ihn persönlich kannten, sehen ihn noch einmal vor ihrem geistigen Auge erstehen; die sehnlich wünschten, ihn kennen zu lernen, denen wird er durch dieses Buch, dem auch zwei Bildnisse beigegeben sind, nahe kommen; die noch nichts von ihm wußten, werden durch das Buch große innere Bereicherung erfahren.

Preis 9 Mk. geh., 12 Mk. geb., dazu der örtliche Sonderzuschlag (10—20%)

Verlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin NW. 40

Für Weihnachten:

Agnes Günther, Von der Hexe die eine Heilige war.

Kartoniert 7 Mk.

Dasselbe mit Scherenschnitten von **Tilla Ebhardt**
Schöne Ausstattung 27 Mk.

Verlag der Christlichen Welt Marburg

Zahle gute Preise!

Haucks theol. Enzyklop. 3. A.; **Religion** in Gesch. u. Gegenw. 5 Bde.; **Bibelwerke** v. Lange, Besser, Dächsel, Keil-Delitzsch, Marti, Nowack, Strack-Zöckler, Zahn u. A.; **Konversationslexikon** von Meyer 24 Bde. u. Brockhaus. **Ullsteins Weltgeschichte,** u. andere große Werke von Wert.

Alfred Lorentz, Buchhandlung, **Leipzig,**
Kurprinzstraße 10

Chr. Kaiser, Verlag in München

Aus der
Welt christlicher Frömmigkeit

Schriftenserie, herausgegeben von

D. Dr. Friedr. Heiler

Univ.-Professor in Marburg

Band I: **D. Dr. Friedr. Heiler,** Katholischer und evangelischer Gottesdienst. Preis geheftet Mk. 6.—.
Band II: **Dr. L. Fendt,** Die religiösen Kräfte des katholischen Dogmas. Preis geheftet Mk. 27.—, gebunden Mk. 33.—.

Zwei gründliche Kenner des Katholizismus, der hervorragende Marburger Religionsgeschichtler und der frühere Professor der katholischen Dogmatik und jetzige evangelische Pfarrer zeigen hier dogmatisch und kultisch das Wesen der katholischen Frömmigkeit. Vermöge des weiten Gesichtskreises, in den sie die Fragen rücken, heben sie die Behandlung des Problems auf eine Höhe, die sowohl die dogmatische Behandlung wie die polemische weit übertrifft. Es dürfte mit diesen Werken der Zugang zur vorurteilsfreien Kenntnis der katholischen Frömmigkeit erschlossen sein.

Außerdem ist im gleichen Verlag erschienen:

D. Dr. Friedr. Heiler

Das Geheimnis des Gebets

2. Aufl. Mk. 3.—

In obiger Schrift hat der durch sein erstes Buch über „das Gebet" mit einem Schlag berühmt gewordene Verfasser zum gleichen Thema seine ganz persönliche Auffassung dargelegt. Es enthält nach seiner eigenen Meinung das Beste und Tiefste, was er bis jetzt geschrieben hat. Vielen, denen das große Werk zu teuer ist, werden gerne zu dieser innig schönen Schrift greifen.

Albert Knapp

als Dichter und Schriftsteller

von **Dr. Martin Knapp**

Mit einem Anhang unveröffentlichter Jugendgedichte (darunter ein Faustfragment). Geh. Mk. 12.—, geb. Mk. 18.—.

Der Vater des neuen geistlichen Liedes erhält mit diesem Buche „ein Denkmal, wie es in seiner Gediegenheit und Gründlichkeit nur wenigen schwäbischen Dichtern beschieden war". Rudolf Schäfer in der Neckarzeitung

„Ein bedeutsamer Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes." „Münchner Neueste Nachrichten"

„Eine ausgezeichnete historisch-kritische Darstellung." „Der alte Glaube"

Ausführlicher Verlagsprospekt auf Wunsch kostenlos

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu drei Beilagen: Aufforderung zum Bezug der Eiche, Vierteljahrsschrift für soziale und internationale Arbeitsgemeinschaft, Verlag Chr. Kaiser in München; Buchanzeige von Reinhard Liebe, Die Neugeburt des Christentums, Verlag Ernst Mauckisch in Freiberg i. S.; Bücheranzeige Romain Rolland, Das Leben Tolstois; Das Leben Michel Angelos u. A. Verlag Rütten und Loening in Frankfurt a. M.